

irgend eine Periode der politischen Geschichte des Alterthums duldet. Durch die ungeheuren Massen der mittleren Talente hindurch ist dieser planere Weg allerdings schwerer zu bahnen. Doch sind auch diese möglichst um die Hauptführer geordnet worden, was nur dort schwieriger war, wo die führerlose Unordnung und die Wirren der literarischen Unordnung Selbstzweck der Darstellung wurden.

2. Gottsched und die Schweizer.

Wir stoßen im Verfolge unserer Darstellung zunächst auf eine Periode, die berühmt und berüchtigt genug, und auch ihrem Verlaufe nach häufig geschildert worden ist²⁾. In diesen Schilderungen ist der innere Zusammenhang der Erscheinungen immer zu wenig beachtet worden, so daß die Kämpfe, die nun zwischen den Sachsen und Schweizern sich entspannen, gewöhnlich als ein eitles Spiel nichts bedeutender Kräfte erscheinen. Daß aber auch hier in dem scheinbaren Chaos Ordnung herrscht, daß auch die Streitigkeiten, die Ansichten, die Leistungen der schwächeren Köpfe in diesen Zeiten der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht außer dem nothwendigen Gang der Dinge stehen, daß sie die bisherige Ordnung der Dichtungen theils beschließen, theils die neu vortretende einleiten, liegt uns vor Allem ob nachzuweisen. Um auch diesen Gang und die innere Lage dieser nächsten Periode hier übersichtlich anzudeuten, erinnern wir, daß wir in dem Jahrhundert der Reformation die Elemente einer ächten Naturdichtung, oder, sollen wir Schiller's Benennung benutzen, einer naiven Poesie, besaßen. Im 17. Jahrh. verloren wir die schöpferische Kraft der Phantasie ganz aus den Augen; wir hatten eine Poesie der Empfindung, die besonders im geistlichen Liede zu Hause war, und eine andere des Verstandes, die sich im Lehrgedicht, in der Satire, im Epigramme kund gab. Raum war in der Idylle eine ferne Spur von schaffendem Dichtungsgeiste übrig geblieben. Und auch jene Empfindungs- und Verstandespoesie war jetzt durch die lange Dauer abgenutzt und matt geworden, und zeigte mannichfaltige Merkmale des Siedthums

2) Vgl. Manso, im 8. Bande der Nachträge zu Sulzer. In Danzel's „Gottsched und seine Zeit.“ Leipz. 1848. ist aus zwar weitgeschichtigem Material, 4700 Briefen Gottsched'scher Correspondenz, einiges, wie zu erwarten war sehr wenig Neues, von Bedeutung zu Tage gekommen; das Urtheil über Menschen und Dinge ist schwach, der historische Sinn des Verfassers noch schwächer. Wir werden unten nur Einer Probe bedürfen, um diesen Ausspruch zu erhärten.

und Alters. Noch aber waren in der geistigen Natur des Volkes Kräfte genug, um zum Anfangspunkt noch einmal zurückzukehren und die erstorbenen Säfte neu zu verjüngen. Das erste Kennzeichen dieser Verjüngung war das Erwachen der Sinnlichkeit, ohne die es keine Einbildungskraft und keine Dichtung gibt. Brookes war daher das Ziel des vorigen Zeitraums, in dem diese Sinnlichkeit und eine neue Triebkraft zu Tage kam, die noch mehr durch den Nahrungsfaß belebt ward, der aus Englands und Frankreichs vielfach verwandten Dichtungen jener Zeit zu uns hergeleitet ward. Zuerst nun äußerte diese neue Triebkraft ihre Wirkungen theils auf dem Gebiete äußerer Sinnlichkeit und schuf jene malerische Poesie schon bei Brookes, theils in jenen abgelebten Gattungen selbst, so weit sie nur immer Boden finden konnte. Wir werden daher zuerst betrachten müssen, wie Haller dem Lehrgedichte einen neuen Schwung gibt, Drollinger ihn dem geistlichen Liede weniger giebt als wünscht. Beide sind von Brookes angeregt, und lehnen sich an ihn an. Beide wollen wie Er zu einer natürlichen Empfindungsweise zurück, ohne darum die gewohnte verständige Betrachtung aufzugeben, sie wollen Sinnlichkeit herstellen und Vernunft behaupten. Schiller, der seine Sätze über naive und sentimentale Dichtung aus diesen Zeiten mit der feinsten Beobachtungsgabe abzog, bemerkt vortrefflich, daß das Ergebnis einer solchen Bestrebung immer die sentimentale Stimmung sei, und eben diese stellte sich mit Brookes in Deutschland ein und steigerte sich durch mehr als ein halbes Jahrhundert zu einer ungemeynen Höhe. Durch drei Dichtungsweisen, bemerkt Schiller ferner, erschöpft sich die sentimentale Dichtungsart, durch die satirische, idyllische und elegische, je nachdem sich nämlich das Gemüth im Widerstreit mit einer gekünstelten Wirklichkeit, oder im Einklang mit einer natürlichen, oder schwankend zwischen beiden erkennt. Auch diese Dichtungsweisen sehen wir nun zuerst vorherrschend, wir sehen sie aber auch schwinden und ausgehen, je mehr man sich dieser sentimentalen Uebergangszeit entfremdet, und wir sahen sie im 17. Jahr. desto unbedeutender, je weniger man sich einer solchen Zeit noch genähert hatte. Liscow und Rabener bezeichnen die Ausgangspunkte der Satire, wie Kästner den des Epigramms; Gesner neben vielen geringfügigen Anderen bildet die Idylle, ehe sie Voss auf den naiven Standpunkt zurück stellte. Das Elegische ist weniger als Dichtungsart sichtbar, denn als Empfindungsweise, wo es sich häufig in den Episteln dieser Jahre und sonst in allen möglichen Gattungen ausdrückt. Wie außerordentlich fein und richtig die Zusammenstellung und gleichsam Vereinigung dieser drei Gattungen ist, wollen wir mit einer historischen Bemerkung verdeutlichen.

Alle drei Gattungen nämlich leiten sich gleichsam aus jener Einzigen her, die wir im Mittelalter Allegorie nannten. In jenen bei uns so unvollkommen gebliebenen Gedichten dieser Art war ja didaktische Lehre, poetische Malerei, Idylle, Satire und Elegie vollkommen vereinigt. Hätten wir diese Allegorie fleißiger gepflegt, so würden wir jetzt vielleicht dahin zurückgekehrt sein, oder wenigstens Einen Dichter haben, der alle diese Gattungen gleichmäßig angebaut hätte, oder der auf jene Allegorien geschichtlich zurückzuleiten wäre. Wir haben in Deutschland von diesen drei Fällen keinen, aber in England haben wir in eben diesen Zeiten Einen Dichter, in dem sich alle drei Fälle vereinigen, eben den Dichter, der auf Brookes am mächtigsten wirkte, den Brookes einführte, den nicht allein dieser und Zacharia und Kleist und Klopstock, den auch der junge Lessing erstaunlich hoch hielt, der ganz ungewöhnlich auf unsere Dichtung in diesen Jahrzehnten gewirkt hat: Thomson. In ihm liegen diese Gattungen beisammen; sein Dichtungstalent ist von jenem Spenser, dem so hoch gehaltenen Allegoristen der Engländer, angeregt; und ganz in dessen Nachahmung ist sein *castle of indolence* geschrieben, das gewöhnlich unter seinen Dichtungen am höchsten gestellt wird. Wir aber haben keine solche Allegorie aufzuweisen, in der jene Dichtungsweisen zusammen hätten fallen können, in der zugleich die falschen Grenzberührungen von Kunst und Wissenschaft, wie das Lehrgedicht, und jene von Kunst und Kunst sichtbar geworden wären, wie die malende Poesie, die sich indessen mit ihrer Verwandten, der malenden Musik (Haydn), und ihrem Gegensatz, der Allegorie in der Malerei, der sich Winkelmann so sehr annahm, breit genug in diesen Zeiten machte. Wir haben also keine solche sentimentale Allegorien aufzuweisen, in denen sich jene Gattungen hätten vereinigen können, und dies auch darum, weil wir dagegen eine gleichsam verwandte und doch gegensätzliche, langhin nicht mehr erschienene Gattung eben in diesen Zeiten wieder aufgriffen, die zuerst als eine verjüngende Gattung gelten kann, die zuerst in größter Einfalt, eben wie es sich für den Anfang schickt, von verständiger und empfindender zur phantastischen Dichtung, von sentimentaler zur naiven zurückleitet, ja die geradezu eine naive Allegorie heißen kann, und mit der Allegorie sehr häufig in einfachen Zeiten zusammengeworfen ward. Es ist die Fabel. Sie ist eine Allegorie, und in ihr ist eine Art sinnlicher Malerei und Lehre, häufig ein satirischer Anstrich und durch die Versetzung in die Thierwelt gleichsam ein idyllischer Boden vereint. So wie sie damals von Hagedorn, Gellert, Richter, Pfeffel und so vielen Anderen behandelt ward, nach dem Muster der Franzosen, nahm sie auch in der That häufig genug

satirische Bezüge, ja sogar elegische Stimmungen in sich auf, und sie leitete gleichsam die wissenschaftliche Lehrdichtung auf die moralische, auf die lebensphilosophische über. Sie liegt natürlich an der Grenze naiver und sentimentaler Dichtung, sie wird meist von Gelehrten behandelt, aber sie ist fürs Volk, sie ist ihrer Form und Gestalt nach damals der sentimentalen Zeit angehörig, aber ihrer Einfachheit nach ist sie eine naive Dichtungsart, sie soll nicht an eine Idylle erinnern, soll nicht satirische Stiche auf besondere Verhältnisse enthalten, am wenigsten elegische Farbe tragen, und Lessing suchte ihr diesen naiven und allgemeinen Charakter, so weit das seine satirische Ader erlaubte, wiederzugeben. Es hat also Sinn, wenn wir es historisch betrachten, daß die Schweizer, Bodmer und Breitinger in ihren Theorien einen so außerordentlichen Werth auf die Fabel legten, was Göthe so sonderbar finden wollte. Es ist um so weniger sonderbar, als sie sich dabei an den allgemeinen Begriff von Fabeln halten, und von da aus ganz natürlich auf eine plastischere, sachliche Dichtung zurückweisen, von Lehren und Zuständen (in Lehrgedicht und Idylle) auf Handlungen. So wie wir daher früher vom Epos und den Thiergeschichten auf die Fabel geriethen, so gelangen wir hier umgekehrt von der Fabel auf die Erzählung und auf das Epos zurück. Es ist also auch ganz entsprechend, daß eben diese Schweizer den Milton verpflanzen, sich an Klopstock anklammern und alte epische Gedichte auffrischen. Alles Epos aber, eine Gattung, die durchaus der Naturdichtung eigen gehört, konnte in den neueren Zeiten schwer mehr gedeihen, die den Charakter der Kunstdichtung tragen. Die wahre ächte Gattung dieser letzteren ist das Drama, das darum um so viel höher steht als jene Unterarten der Satire, Elegie und Idylle, weil es nicht wie diese in subjectiven Stimmungen sich umdreht, obgleich alle diese verschiedenen satirischen, elegischen, idyllischen Stimmungen darin objectivirt erscheinen können, ja sogar Lehrspruch und epische Erzählung (nach der Ausübung der Alten wenigstens) darin zulässig oder gar nothwendig ist. Das Drama vereint also, wie es sich der Zeit nach auf dem Gipfel aller Dichtung ausbildet, auch alle Dichtungsgattungen in sich, und sondert sich nach jenen sentimentalen Stimmungen in seine drei Hauptarten. Daß sich das Trauerspiel auf elegischen Stimmungen aufbaut, haben unsere Dichter des 17. Jahrh. schon bemerkt. Daß ihr Gegensatz, die Satire, dem Gegensatz des Trauerspiels vorausgeht, hat schon Aristoteles bei den jambischen Dichtern gesagt, und Diderot nannte die Satire die Kindheit des Lustspiels. Und daß zwischen Idylle und Oper das ähnliche Verhältniß sei, ist wieder im 17. Jahrh. ganz deutlich, wo das Singspiel

fast immer Schäferspiel und das Schäferspiel Singspiel war. Wer des Aristoteles Bevorzugung des Dramas vor dem Epos billigt, der muß diesen inneren Reichthum und den Vortheil der Mannichfaltigkeit besonders in Anschlag bringen. Das Epos und die naive Dichtungsweise bleibt bei den geschilderten wirklichen Zuständen stehen, die sentimentale bezieht diese auf Ideen; jene Unterarten thun es unmittelbar, das Drama in jenem großen Sinne, in dem es Shakespeare einen Spiegel der Zeit nannte, thut es mittelbar durch eine freie poetische Schöpfung, und hier fällt der Begriff der Fabel (eines Schauspiels) mit dem des Apologs allerdings zusammen. Das Epos fällt in Zeiten, wo die Kraft der Phantasie so lebendig ist, daß sie keiner Hülfe bedarf; aber das Drama in solche, wo die Sinnlichkeit stumpf geworden ist, und wo daher dem Auge eine hinzukommende Nahrung geboten wird, die die erschlaffte Sinnlichkeit und Einbildungskraft unterstützen soll. Zudem nun grade, als die Schweizer auf das Epos fielen, Gottsched sich auf das Drama warf, wäre es wohl natürlich gewesen, daß diese beiden bedeutungsvollen Gegensätze der Gegenstand ihres Kampfes geworden wären. Allein so tief freilich faßte man jetzt noch nicht die Angelegenheiten der Dichtung auf, und der Hauptmugen, der aus den oberflächlichen Streitigkeiten zwischen Beiden herauskam, war unstreitig die bloße Anregung ästhetischer Kritik überhaupt. Wie diese nachher so weit geübt und fortgeschritten war, daß Lessing seine kritischen Einsichten schöpfen konnte, so war es auch möglich, daß ein solcher Mann die Gebrechen und Rathlosigkeiten der Zeit mit Bewußtsein durchschaute, und auf die jugendlichen und zeitgemäßen Gattungen der Dichtung hinsteuerte.

Wir wollen also zunächst sehen, wie sich das neue Leben in den bisher angebauten Gattungen verständiger und musikalischer Dichtung ausspricht, im Lehrgedicht und im geistlichen Liede. Beides führt uns nach der Schweiz hin, auf zwei Männer, deren Einer immer neben Hagedorn als Verkünder der neuen Literatur genannt worden ist, der andere immer hätte genannt werden sollen, was jedoch nur Einmal in einem bekannten Gedichte von Bodmer geschehen ist. Jener ist Haller, dieser Drollinger. Zu allen dreien gehören Richey und Brocks unzertrennlich, und sind auch hier nur darum äußerlich getrennt, weil wir überall die Bändeabschnitte an solche Stellen zu legen suchten, wo grade die Einschnitte früherer und späterer Ideen am schärfsten sind, um anzudeuten, daß es in den Perioden der Geschichte keine grellen Abtheilungen gibt. Wir sehen uns in Beiden plötzlich in ein Land gesetzt, das seit der Reformation und besonders seit der Ablösung von dem Reichsverbande im westphälischen

Frieden fast gänzlich aus der deutschen Literatur verschwunden war. Welchen wir die neue Befruchtung dieser brachgelegenen Provinz uns erklären, so können wir nachweisen, wie die deutsche Gesellschaft in Leipzig, als ein Rest der literarischen Körperschaften des 17. Jahrhds., Anpflanzungen in die verschiedensten Gegenden Deutschlands schickte. Seit langen Zeiten war Leipzig der Sitz gelehrter Gesellschaften gewesen; Prediger-, Redner-, anthologische, philobiblische Gesellschaften waren dort neben- und nacheinander und gelangten, wie z. B. die letztgenannte, zu einem großen Rufe. Zuletzt, haben wir schon früher erwähnt, entstand 1697 aus einem poetischen Collegium Mencke's die sogenannte görlitzische poetische Gesellschaft, die erst 1722 bei Gelegenheit eines 25jährigen Jubelfestes den eben genannten Gelehrten zu ihrem Vorsteher wählte und sich nun die deutschübende, seit 1728 die deutsche Gesellschaft nannte. Sie veranlaßte, wie gesagt, die Stiftung zahlloser ähnlicher Vereinigungen in Jena, Greifswald, Halle, Königsberg, Helmstädt, Frankfurt, Tübingen, Bremen, Westphalen, Göttingen, Altdorf, Wien, und so auch unter anderen in der Schweiz: in Bern, wo die deutsche Gesellschaft (unter Professor Altmann) sich im Gegensatz gegen die Züricher, die einen mehr selbständigen Klub bildeten, an Gottsched anlehnte, und in Basel, wo man es mit den Bernern betrieb, eine helvetische Gesellschaft zu gründen. Mit diesen Vereinigungen war überall die Veröffentlichung von Schriftsammlungen oder Wochenblättern verbunden, welche letztere sich in ungeheurer Anzahl durch lange Jahrzehnte hinziehen, und meistens nach dem großen Vorbilde des englischen Spectators moralische Zwecke hatten, neben denen die Dichtung nur beiläufig ging: denn es ist das allgemeine Kennzeichen dieses Zeitraums bis zu Lessing hin, daß die Poesie durch religiöse und weltliche Moral beherrscht ist. Die ersten dieser Wochenchriften, der Vernünfsiler 1713 und die lustige Fama 1718 waren in Hamburg erschienen, die Züricher Discurse der Maler schließen sich 1721 an. Von diesen Erstlingen an bis zum Jahr 1761 sind in Gottsched's Monatschrift, dem „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“³⁾, 182 Wochenblätter aufgezählt, die in den verschiedensten Gegenden erschienen sind, und ihre Zahl ließe sich noch vermehren. Alle diese Blätter wurden schon durch ihre Menge genöthigt, sich als provinzielle Organe aufzuthun, und das Provinzielle ward Anlaß zu den Reibungen der Kritik. Wir haben schon früher gehört, daß der Unterschied von schlesischer, meißnischer und niederländischer Dichtung immer mehr

3) Band XI. S. 829.

durch literargeschichtliche Werke, durch poetische Sammlungen, durch kritische Beobachtungen zum Bewußtsein kam; bald bildete sich eine eigenthümliche preussische und österreichische Literatur. Gottsched machte sich ein eigentliches Geschäft daraus, in wohlwollenden Absichten bald auf den Gegensatz der protestantischen und katholischen, der benedictinischen und jesuitischen Literatur aufmerksam zu machen, bald auf die Leistungen und Unterscheidungszeichen der verschiedenen Provinzen und Gesellschaften. So kann man in seinem „Neuesten“ wohl verfolgen, wie er die westphälischen Bemühungen, die fränkischen und schwäbischen Versuche, den armseligen Hospoeten Casparson in Cassel, die bairischen Reimschmiede und Aehnliches aus dem Staube hervorzieht, den Stämpfern Muth macht, die Fremden bald mit Lobsprüchen, bald mit Tadel für seine Schule wirbt. Ebenso setzte er sich mit Bern gegen Zürich, und hatte anfangs mit den Zürichern so enge Verbindung, daß Bodmer selbst unter den Mitarbeitern an Gottsched'schen Zeitschriften erscheint. Als nachher die Mißhelligkeiten ausbrachen zwischen Zürich und Leipzig, drängte er sich ebenso wie zu den Bernern, auch zu den Baslern. Er machte dem dortigen Gelehrten Werenfels das Compliment, daß sich von seiner Schrift *de meteoris orationis*, die in den Schriften der Leipziger Gesellschaft übersezt erschien, der Ursprung der kritischen Zeiten herschreibe; er wußte sich die Herausgeber des helvetischen Patrioten in Basel ebenso zu verbinden, wie die des Brachmanen in Bern; und endlich wollte er Drollinger und Spreng in Basel mehr für Schwaben als Schweizer gehalten haben. Spreng würde sich diese Ehre als ein guter Baseler verbeten haben, Drollinger ist aus Durlach und also zwar kein Baseler, für den ihn jedoch sein Freund Spreng ausdrücklich mehr erklärt, als für einen Schwaben, weil er dort gebildet ward und meistens dort lebte. Bei all' dem läßt sich nach Gottsched's Winke wohl sagen, daß die Dichtung in die Schweiz eingewandert ist, und man kann ihre Wege von Sachsen und Schlessen aus verfolgen. Wir sahen oben, daß Neukirch von Schlessen und Berlin aus nach Anspach überging, und daß dort dieser Same nicht verloren war, zeigten nachher Cronegk und Uz. Dann gaben wir schon König als einen solchen an, der die Literatur des Ostens und Westens verband und dieser ist ein Schwabe, und stand sehr genau mit den Zürichern in Verbindung. Und endlich ist allerdings Drollinger's Wanderung nach Basel und sein Anschluß an die Züricher von Bedeutung, und hauptsächlich darum charakteristisch, weil er, mit dem Hofe von Durlach in die Republik versetzt, auch alle Eigenschaften eines Hofdichters preis gab und wesentlich ein volksthümlicher Dichter ward.

Wenn wir aber bei dieser nächsten pragmatischen Erklärung des erneuerten Antheils der Schweiz nicht stehen bleiben wollen, so läßt er sich auch ohne Schwierigkeit weiter und tiefer herleiten. Die Schweiz, ihrer geographischen Lage nach, war eine ebenso natürliche Vermittlerin der neuen Einflüsse von England und Frankreich her als Hamburg. Wirklich zeigt die ganze Geschichte der Schweiz einen sehr auffallenden Parallelismus mit nord- und niederdeutschen Erscheinungen, den man nur erklären kann durch die ähnliche Ablösung vom deutschen Reichskörper, die eigenthümlichen obzwar ganz verschiedenen Lebens und Erwerbsweisen und die enge Grenzberührung mit auswärtigen Völkern. Wie die Niederlande mit der Schweiz durch den Rhein geographisch verbunden liegen, wie sich beide geschichtlich in den burgundischen Reichen, poetisch in den Nibelungenfagen berühren, so auch in der Ablösung vom Reiche, in dem Republicanismus hier und dort, in der Aehnlichkeit der schweizerischen und dithmarsischen Freiheitskriege, des Tschudy und Neocorus. Gleich energisch traten beide Gegenden hervor, wo es die Reinhaltung humanistischer und religiöser Dinge galt, obwohl beide in sich gespalten, und wieder in dem, was sie mit Deutschland darin gemeinsam hatten, eigenthümlich unterschieden; wie denn auch die literarischen Spaltungen zwischen Schweiz und Sachsen auf Einer Linie mit den religiösen im 16. Jahrh. liegen. In die Geschichte der deutschen Poesie verzweigen sich beide Gegenden allemal nur in den vorragenden Glanzperioden. Als unsere Literatur und Sprache überhaupt zuerst erwachte und sich der lateinischen gegenüber ausbildete, haben wir in der Schweiz und in Nieder-Deutschland neben einander den Diefried und den Heliand; in der Ritterdichtung die Nibelungen und Kudrun; späterhin im 14. Jahrhundert gleiche Volkslieder in alterthümlichem Tone. So ist das Ineinandergreifen in der Reformationszeit klar, wo der Rotterdamer Erasmus in Basel die Verbindung persönlich bezeichnet. So berühren sich in dieser unserer neuesten Periode Haller und Drollinger mit Brodes und Hagedorn, Bodmer's und Liscow's Kritik, Klopstock's geistliche Dichtung mit Bodmer's und Lavater's, Voss mit Usteri, Campe mit Pestalozzi. Wenn man mehr die historischen Verhältnisse ins Auge fassen will als die Gattungen der Poesie, so verhalten sich Haller und Gesner wie Klopstock und Wieland zueinander, Bodmer steht gegen Gottsched so im Vortheil, wie Sulzer gegen Lessing im Nachtheil u. s. f., so daß es nicht schwer wäre, die ganze schweizerische Literatur des vorigen Jahrhunderts als ein Miniaturbild der allgemeinen deutschen zu zeichnen.

Den Einflüssen von dem Auslande, denen die Schweiz offener lag, als das innere Deutschland, kamen die inneren Zustände der Schweiz entgegen, von deren eigenthümlicher Natur die ganze Gestalt und Färbung ihrer schönen Literatur abhängt. Was die schweizerische Poesie nämlich für sich auszeichnet, ist, daß sie gern vorzugsweise religiös blieb. Sie war in jener ältesten Periode ganz eigentlich Mönchsliteratur; in der ritterlichen Zeit giebt es hier, was sonst selten ist, geistliche Minnesänger; in der Reformationszeit ist alle schweizerische Poesie geistlich oder kirchlich polemisch; in der neuesten Zeit ist sie allgemein durch die streng oder übermäßig religiösen Haller und Gesner, Bodmer und Lavater dargestellt und vertreten. Dies hat einen natürlichen Grund in den staatlichen Verhältnissen. Wo die Staatsordnung straffer ist, wie hier und in England, ist die Religion wie ein Gesetz, und sie weicht dem Buchstaben nach weder der Entsittlichung noch der Aufklärung; und ebenso ist es natürlicher, daß sie die Poesie beherrscht, als daß sie von ihr beherrscht wird. So schrieb Haller seine Briefe über die Offenbarung gegen Rousseau und die neue Aufklärung, nicht allein weil er wirklich religiös und hypochonder überdies war, sondern weil er als republikanischer Staatsmann die Folgen fürchtete. Bestimmter aber erklärt sich dieser religiöse Charakter der schweizer Literatur daher, daß jedesmal die Hauptperioden in solche Ruhezeiten fielen, wo sich die Nation nach Erschöpfung in politischer Thätigkeit zur geistigen zurückzog. So ist es überall bei vorzugsweise politischen Nationen, deren Geschichte von Thatsachen, nicht von Büchern ausgefüllt wird; so war es bei Römern und Engländern. In der ersten Zeit feierte die Schweiz nach dem allgemeinen Heldenalter Europas und sandte ihre Friedenssegnungen nach Deutschland aus. Vor der Reformationszeit hatte sie ihre burgundischen Kämpfe geführt; und vor der letzten Periode gingen im 17. Jahrhundert die mannichfachen Kämpfe der katholischen und protestantischen Orte vorher, die grade in jenen Jahren mit einem Landfrieden anfangen beendigt zu werden, als die Literatur auch anfang ihre ersten Flüge zu wagen. Es ist daher ungemeyn bezeichnend, daß grade vor aller andern auswärtigen Dichtung die neue englische Literatur in der Schweiz eine so große Wirkung machte, die ihrerseits auch auf die große politische Erschöpfung der Revolution folgte, und eben den Charakter der Weichheit und Religiosität theilweise annahm wie die schweizerische; und ebenso, daß gerade Milton der Liebling der Schweizer ward, der, nachdem er die Welt durchlebt und durchhandelt hatte, durch Blindheit, gleichsam durch physische Nöthigung, zur religiösen Beschaulichkeit überging. Diese

Lage der Dinge, dies Uebergehen von einer handelnden zu einer beschaulichen Natur, von Thaten zu Zuständen, erklärt nicht allein den religiösen, sondern auch den beschreibenden, idyllischen und überhaupt weichen, reizbaren und empfindsamen Charakter der schweizerischen Literatur des vorigen Jahrhunderts und selbst der Literaten. So riß den trocknen aber lebendigen Bodmer der seraphische Schwung hin, so schrieb Zimmermann über die Einsamkeit, fand Gessner mit seinen schlaffen Idyllen allgemeinen Beifall und Lavater mit seinen Schwärmereien eine Partei; der friedliche Charakter von Sulzer's und L. Meister's ästhetischer Kritik, die der erstere auch auf die schlesischen Aesthetiker übertrug, Müller und Bonstetten, Pestalozzi und Iselin, der jüngere Wyß und die ganze Matthison'sche lyrische Schule, die gleichsam Anker warf in der Schweiz, sind hier durchaus charakterisirende Erscheinungen.

Nach diesen allgemeinen Angaben kehren wir zu Drollinger und Haller zurück, die uns als Mittelpunkte der didaktischen und kirchlichen Dichtungen vor Allen anzogen, und die wir mit Hagedorn vorausstellen, weil alle drei sich außerhalb der Kämpfe mit Leipzig zu halten suchten. Carl Fr. Drollinger (1688—1742) lebte in Basel hauptsächlich im Kreise des Pfarrers Burtorf und des Professor Spreng. Der letztere hat geistliche und weltliche Gedichte (1749) und eine Uebersetzung der Psalmen geliefert, wovon weder die einen noch die anderen sich auszeichnen, obwohl die letzteren, so undavidisch sie sind, von Gottsched noch gegen Kramer aus Verdruß an der Klopstock'schen Schule geltend gemacht wurden, die ersteren allerdings sich neben Drollinger's Gedichte stellen, im Kampf gegen die trockne Liederdichterei eines Dpiz⁴⁾ oder Rist. Auch Drollinger's „Gedichte“ (1745) gab Spreng heraus, lange nachdem sie fertig waren; denn so wie jener diesem das Zeugniß gibt, daß er vor Anderen die Lethargie der Schweiz gesprengt habe, so dieser jenem, daß er einer der Ersten gewesen und schon vor 20 und mehr Jahren, also um 1720, gedichtet habe, und daß er den Namen des helvetischen Dpiz verdiene. Beide arbeiteten sich gemeinschaftlich von Lohenstein's Manier los, von dem Professor Bernouilli in Basel auf Caniz und Besser gewiesen, später auf Boileau's und Pope's Kritik achtsam, dazu

4) Er sagt von Dpizens Psalmen vortreflich:

Wie tappt und klappt der Boberfelder, wenn er nach Davids Spuren freucht!
 und durch des jähren Hermons Wälder ein jüdenantisches Liedchen feucht!
 Er ist zu Haus im Griechenlande, doch ist er fremd in Canaan,
 und bleibt bei trockenem Verstande am Brunnen Sihons und Jordan.

von David und Pindar begeistert, und durch J. Baptist Rousseau's geistliche Oden zur Nachahmung angefeuert, so daß sie in ihrer Polemik gegen den gewöhnlichen Kirchenliederton in Deutschland an Lobwasser's einstige Stellung zu den französischen Psalmen zurückerinnern. Drollinger im Besonderen hat sich zugleich von Broctes anregen lassen; wie dieser kümmerte er sich um Botanik, Malerei und Musik, ist lyrisch und didaktisch zugleich, und wetteifert mit ihm in jenen Naturgefängen, in denen er ihn, wie Broctes selbst eingestehen mußte, weit überflügelte, indem er Weniges und vorsichtig dichtete und Fleiß mit Seele verband. Wirklich sind seine Dichtungen von einer Durchsichtigkeit und einem klaren Flusse, der sie vor vielen gleichzeitigen weit auszeichnet, und der ihnen eine Freiheit gibt, die durchaus schon der neuen Zeit angehört, wie denn auch Uz und Aehnliche ihn noch mit Vergnügen lasen. Durchweg zeichnet er aber auch schon in seinen Mustern, wie in seiner poetischen Kritik, die verschiedenen Wege vor, auf denen diese Zeiten der Dichtung ihren Werth geben wollten. Er verband wie Broctes die verschiedenen Eigenschaften des Malerischen, Musikalischen und Lehrhaften, und wie er neben Pindar den trockenen Boileau studirte, so empfiehlt er als dichterisches Reizmittel ein Musikstück oder ein Gemälde, neben dem tiefen Durchdenken des Stoffes. Er schulte sich mit Spreng an dem gekünstelten und gefühllosen Rousseau, aber doch nennt Spreng des Dichters Zeughaus sein Herz, rät ihm zu schreiben, wenn ihn der Becker des Herzens mahne, in dieser Bewegung keinen Zwang zu achten, nur sich des Einfalls zu versichern, selbst auf die Gefahr der Dunkelheit hin: genug daß er sich selbst verstehe. Erst später soll dann die Kritik eintreten: und hierin liegt gleichsam der Kern der dichterischen Kritik noch der Klopstock'schen Schule, die überhaupt für ihre Liederpoesie kein Muster hatte als Drollingern. Daher nun kommt es auch, daß dieser sich über jeden unnatürlichen Zwang ärgert: über den Schellenklang des Reims, von dem sich das deutsche Ohr entwöhnen möge, über das Gelegenheitsgedicht und über den Alexandriner. Ist's möglich, sagt er in einem Gedichte an Spreng, daß den deutschen Dichtern von einer Kirchweihe die Ader schwillt? Crispinus freit? Glück zu! Susanne starb? Gnab' Gott! Johannes ist Magister worden? Ich wünsche ihm Verdienst und Brod! Da habt ihr's! bei so schlechten Wundern fällt mir nichts Besseres bei; und soll etwas meinen Geist beleben, so muß es etwas Größeres sein. Viel vortrefflicher ist, wie er über den Alexandriner scherzt. Was legt uns doch der Dichterschor für eine Versart zur Strafe auf! Einen Doppelvers, zu groß für Einen, zu klein für Zwei.

Zwölf Füße helfen ihm nicht zum Laufen, kein Wechsel macht ihn dem Ohre angenehm, kein geschicktes Maas dem Sinne bequem. Ein gleicher Takt bestimmt ihm seinen trüben, schweren Schritt, beim sechsten stellt, auch wenn er laufen möchte, das strenge Reimgesetz ihn still. Vernunft und Wiß schläft ein, wenn wie ein Pendel sein Tiktak beständig schallt. Mühselig gebiert man diese Brut, die von Wind und Luft, statt mit Geist und Blut gefüllt ist, und kein Wunder, daß der Briten feines Ohr sich ein freieres Reimgebände gewählt. Diesem Ringen nach freier Bewegung hält aber durchaus Drollinger's Strenge gegen sich selbst in Rath und That ein Gegengewicht, und er weist gleich dringend auf Flaccus' Feile, wie auf David's Feuer. Mit nichts konnte er aber hoffen, der deutschen Dichtung eher vom Boden aufzuhelfen, als wenn er sie auf die geistlichen Gedichte zurückwies, und „in das Reich der Blige, wo David seine Donner fand.“ Denn noch drängte sich alles Interesse in Deutschland um die religiösen Angelegenheiten herum, und für die Liederdichtung geschahen noch immer ungewöhliche Anstrengungen, obwohl freilich nicht die, die Drollinger wollte. Dies macht eine Episode über den Stand der geistlichen Poesie nöthig, in der wir uns aber kurz fassen, weil die Massen der mechanisch hingeschriebenen Lieder nach dem alten Stile forthin keine Bedeutung behalten, und fast nur solche in jenen Zeiten anzutreffen sind. Denn wie groß auch die Erregung eines neuen religiösen Lebens im Anfang des 18. Jahrh. bei uns war, so wirkte sie doch zunächst im Gebiete des Kirchenlieds mehr auf die Zahl als auf den Werth günstig ein.

Wir waren damals in Deutschland noch weit entfernt, dem philosophischen Neuerungsfinne zu lauschen, der sich in England und Frankreich regte. Unser Leibnitz stand gegen Beide und führte Unterhandlungen zur Vereinigung der protestantischen und katholischen Kirche; Wolf mußte vor den Pietisten weichen, und die Pietisten vertraten theilweise selbst die Stelle der Aufklärer und freien Denker bei uns, indem sie das Joch der Rechtgläubigkeit müde waren und erschütterten. Freisinn und Frommheit gingen lange noch unter uns friedlich zusammen. Wir haben oben gesehen, daß mitten in Hamburg, wo zwar gelegentlich Beccau über die Postillenreiter und Hunold über die Pietisten spottete, doch dieser Letztere sich bekehrte und das unchristliche Opernwerk verließ, und daß Brockes dort den Christen und Philosophen in sich vereinte. Offenbar spielte hier nebenher gerade, wie Boileau's Einfluß in die Poesie, so auch in die Religiosität die französische Mode nach Deutschland herüber. Bekanntlich wurden der Pariser Hof und Racine's Schauspiele

gegen das Ende des 17. Jahrh. plötzlich fromm, Fenelon wirkte sehr nachhaltig auf die deutsche Literatur fort, und selbst der Geist jener Secte der Antoinette Bourignon kam durch Poiret herüber⁵⁾, der aus dem Mysticismus eine Art System machte, dessen Sätze man später in dem Herrnhuter Gesangbuch wieder fand. Was aber ganz aus der alten deutschen Natur unabhängig hervorging, war der Pietismus jener Zeit, der eine Weile Sache und Namen zu Ehren brachte, bis die Herrnhuter diesen neu erwachten Geist übertrieben, und Schwärmer sich hinter jenen Namen mit versteckten und dadurch den Gegnern Waffen bereiteten, so sorgfältig sich auch die Arnold und Aehnliche von ihnen zu sondern suchten. Zuerst kam dieser Name der Pietisten in Umlauf, als 1698 einige Studirende in Leipzig sich zu Auslegung der Bibel vereinigten, deren Werk Spener (1635—1705), damals Hofprediger in Dresden, begünstigte. Als sich dieser nachher nach Berlin begab, wo die Spuren seines Wirkens, das ganz im Sinne der Arndt, Andrea und Gerhard, die Religion dem Herzen nahe zu legen suchte, am sichtbarsten blieben, siegten in Leipzig die scholastischen Gegner wie Carpzov, und nur Joachim Feller blieb dort ein Vertreter des Pietismus, der auch den Namen Pietisten sogar, im Gegensatz zu den Amoristen, auf die kirchlichen Dichter übertrug⁶⁾. Von daher schon darf man sich es erklären, daß noch so spät die Leipziger, daß Gottsched gegen die geistliche Dichtung stand, die er in Einer Linie mit den pietistischen Nachwirkungen sehen durfte, und daß er über die Herrnhutischen Lieder spottete. Da sich ferner die Pietisten an Wolf versündigt hatten, so war dies ein anderer Grund, warum ein Groll bei dem Wolfianer Gottsched zurückblieb. Darum stellte sich die ganze Dichtung Gottsched's nachher so regelrecht, so kalt und verständig an, und Drollinger verräth an einer versteckten Stelle seinen Mißmuth über ihn, da seine Neigung ganz zu der geistlichen, musikalischen

5) „Poiret war Fenelon's Schüler; er hatte sich ganz nach ihm gebildet, übersetzte die Schriften der Frau von Guyon, der Bourignon, des Joh. a Cruce, des Thomas a Kempis u. A. ins Hochdeutsche; er erregte durch diese Schriften, so wie durch seine moralische und wohlthätige Lebensweise eine starke Bewegung in den Niederlanden. Dies geschah in den ersten 20 Jahren des 18. Jahrh., und von hier ging die Kraft des Enthusiasmus über ganz Deutschland aus. Der Nationalgeist war bis dahin mystisch, böhmisch, und mitunter paracelsisch gewesen; und dazu kamen noch die Lehren Petersen's von der Wiederbringung aller Dinge (daß auch die bösen Geister erlöst sein würden) und vom tausendjährigen Reiche u. s.“ Jung Stilling.

6) In der Vorrede zu Tob. Richter's Uebers. der meditationes von Joh. Gerhard. 1692.

schen Dichtung hinging⁷⁾. Es läßt sich voraussetzen, daß Drollinger und Spreng über die Lieder, die aus diesen pietistischen Kreisen herausgingen, besser geurtheilt haben würden, als über die Fabrikarbeiten der Neumeister und Benjamin Schmolck (aus dem Liegnitz'schen 1672—1737), die Beide in Rist's Manier zahllose Lieder hinschmiereten, und von denen der letztere auch der schlesische Rist genannt worden ist. Er kann in dieser Zeit als Vertreter aller der gedankenlosen Arbeiter stehen, die, kalt gegen die Reize der Poesie, aus Gewohnheit oder auf Bestellung ihre Lieder schrieben, und die wie Rist ihre Mattheit und Seichtigkeit nur gelegentlich, wie Spreng sagt, mit etwas Zuckerant und Marzipan zu versüßen suchten. Gegen die Gedankenleere und das leichte Schulgeschwäze dieser Poeten stellten sich diese Baseler also in offener Fehde, wie gegen Opitz und Rist, die ihnen gähnenden Verdruß erweckten. Hätten sie nun zwar wohl billiger geurtheilt von den wenigen Liedern Spener's und seines Freundes Joachim Neander's (aus Bremen 1610—1680), des Hauptvertreters der reformirten Liederpoesie, und Anderer, die sich um Spener gruppiren ließen, so wie auch von der ganzen Hallischen Schule, so würden sie dennoch nicht davon befriedigt gewesen sein, weil sie durchaus neue Elemente suchten, und zwar eben die, deren sich Klopstock nachher bemächtigte, und mit denen auch von seinem Messias aus die Liederdichtung vorübergehend neu belebt ward. Diese neuen Elemente aber waren in den Hallischen Liedern so wenig zu finden, wie in den Herrnhutischen, in welche zwei große Gruppen sich fast Alles vertheilen läßt, was bis zu Klopstock hin Psalmartiges gedichtet ward. Beide Liedergruppen schauen aber durchaus rückwärts, die hallische auf die bessere und herzlich einfache Hymnendichtung des 17. Jahrhs., die herrnhutische auf die schlesischen katholisirenden Mystiker eben dieser Zeit. Allein beide erreichten ihre älteren Muster nicht, ja zum Theil nicht einmal mehr die Sacer, Ernst Lange, Arnold, Diterich, Neander und Aehnliche, die der Zeit nach ihnen näher lagen; und eben darum empfanden die Baseler das Bedürfnis eines Neuen so grell. Was die Dichtungen dieser Kreise in einem untergeordneteren Werthe

7) In der Ode von Unsterblichkeit der Seele redet er die heiligen Dichter so an:

Geweihste Dichter, heiliger Chor! o welche Kraft, o welche Töne
Durchbringen plötzlich Herz und Ohr! Es wirket euer mächtger Wille
Der tiefsten Sinne Sturm und Stille. Er stellt den Regungen Gebot.
Ich hör, ich höre David's Lieder, der Himmel steigt zu uns hernieder,
und unser Geist hinauf zu Gott.

hielt, war dasselbe, was selbst ihre Frömmheit und Religiosität drückte. Alle Kräfte der Menschen entfalten sich am schönsten unter freier offener Luft, unter allgemeiner Mitwirkung des Jahrhunderts. Sobald sich Gegenwirkungen von bedeutender Macht einstellen, verfehrt dies, wenn auch noch so fein, jede Leistung und Bestrebung; die religiösen Tendenzen aber vor Allem ertragen keine Reizbarkeit in den Individuen, von denen sie ausgehen, sonst stellen sie gegen jeden Widerstand Anduldsamkeit, Ränke, Sektengeist und Fanatismus. Bekanntlich sind die schönsten Charaktere unter jenen Pietisten verfolgt worden, sie haben aber auch wieder verfolgt. Sie haben sich nicht begnügt Zufluchtstätten für sich zu finden, die Inspirirten gingen von Halle und Herrnhut auf Eroberungen aus. Dieser große Kreis erscheint in der Geschichte als eine kleine christliche Oligarchie, und wie achtbar die einzelnen Männer an der Spitze sind, so unwohlthuend ist dieses Sektenartige, das auch schon die Hallenser an sich tragen. Eben die Freund- und Gevatterschaften aber, die in den persönlichen Verhältnissen sichtbar sind, erscheinen auch in der Liederdichtung dieser Kreise. Nach Spener's Sinn ward die theologische Fakultät in Halle eigentlich gebildet, und A. H. Francke (1663—1727) war sein jüngerer Freund und Schüler, dessen innere Jugendgeschichte schon den geistlichen Eifer in ihm etwas weit treiben mußte. Vor Gellert und Klopstock hat dieser Mann offenbar den größten öffentlichen Einfluß in Deutschland gehabt, und in vielen Beziehungen einen sehr segensreichen. Um ihn herum stellt sich eine ganze Reihe von Liederdichtern. Sein Schwiegersohn Freylinghausen gab 1704—14 das bekannte Gesangbuch heraus, in dem eine ganze Reihe von Liederdichtern erscheinen, die wie Herrnschmidt, Eusebius Schmidt, Ursperger, J. Lange, Breithaupt, Fr. Richter, Wolf und viele Andere, mit ihm oder Francke bekannt und verbunden sind. Wir leugnen nicht, daß hier noch vortreffliche Lieder vorkommen, aber doch überwiegen bei Weitem die gleichgültigen Massen und das Fabrikwerk. Es ist schon sehr charakteristisch, daß jetzt wieder ganze Reihen von Juristen und Ärzten, die alle mit der Hallischen Schule in Beziehung stehen, in den Vordergrund der Liederdichtung treten: die Namen des zur Theologie in Halle übergegangenen Bogasfy, der schon genannten Wolf und Richter, v. Bonin's, Böhmer's u. A. gehören hierher, und diese Erscheinung wiederholt sich etwas später in Württemberg. Ward es in diesem Lande ein kritisches Zeichen für die fromme Poesie, daß sie hier ihre Hauptstätte auf der Festung Hohenasperg hatte, wo die Moser, J. L. Huber, Rieger und Schubart ihre Lieder dichteten, so war in Halle und sonst überhaupt in den ersten Jahr-

zehnten des vorigen Jahrhunderts der Sammelgeist ein unwidersprechliches Zeichen des Verfalls, der Ueberlebung und Ueberfülle der bisherigen Hymnenpoesie. Freylinghausen und J. J. Rambach zeigen, was noch in den neuesten Sammlern, wie bei Knapp, wieder zu finden ist, daß sie besonders dort gern dichten, wo es fehlt, oder wie Wegel und Andere der damaligen Hymnologen aus Nachahmungsgeist und allzuvieler Belesenheit und Anregung. Erinnern wir uns auch aus unsern anfänglichen Bemerkungen über das Kirchenlied, daß gerade dieses die Zeiten waren, wo jene ungeheuren Anstrengungen gemacht wurden, die Literatur des Kirchenlieds zu ordnen, den Vorrath zu überschauen oder zu sammeln. Dies ist allemal der Anfang vom Ende. Es ließ sich also wohl auf die Kürze eine Revolution in der geistlichen Poesie versprechen und Alles arbeitete zusammen, um die Erscheinung Klopstock's reichlich zu erklären. Fehlte dazu unter den Erzeugnissen der Hallischen Schule noch etwas, so ersetzte dies gewiß das Herrnhutische Gesangbuch. Auch Zinzendorf (1700—1760) liegt nicht außer dem Verbande mit den obigen Erscheinungen⁸⁾. Er war Spener's Pathe und hatte seine Jugend theils unter seiner frommen Großmutter v. Gersdorff, die auch Dichterin war, theils in Halle zugebracht unter Francke's Leitung. Wie die Heimat der Herrnhuter (Böhmischen und Mährischen Brüder) uns in die Gegenden versetzt, wo von Hus an bis auf Schwentfeld und Böhme, Frankenberg und Kuhlmann die mystische Theologie und Poesie zu Hause war, so führen uns auch die Lieder des Herrnhuter Gesangbuchs (1735) auf die Dichtungen des Silestus und seiner Genossen zurück; und zwar sinken auch sie formell eine Stufe herunter, und dies schon durch geschmacklos gehäufte Masse und unendliche Schwazhaftigkeit. Wir finden hier jenes Katholisirende wieder, das man auch den Unions-Grundsätzen Zinzendorf's überhaupt zur Last legte, wir haben wieder jene Bilder und Lehren von der Abgeschiedenheit der Seele, dem Wirkenlassen der Gottheit und dem Bündnisse mit dem Seelenbräutigam, jene fein sollende Kindlichkeit wie bei Spee, jene Spielereien mit dem Gott Papachen und Jesu dem Zimmergesellen, jenes Liebeln mit dem Lendenloch und den Wundenmalen; im Geiste durchaus jenen altbekannten Quietismus; in der Form jene Mischung apokalyptischer Erhabenheit mit lehrhafter Prosa, jenes Erhöhen des Gemeinen und Herabziehen des Heiligen, jenes Französisch-Deutsch, das Zinzendorf selbst seinen Favoritstilum nannte und seine Elegantien.

8) Geistliche Gedichte des Grafen von Zinzendorf. Gesammelt und geſichtet von Alb. Knapp. Stuttgart 1845. Desgl., ausgewählt von Daniel. 1851.

Nicht allein der sektirischen Sprache und dem „natürlichen Oloquio“ dieser Liederklasse, sondern auch dem platten Tone der großen Masse unserer dem Sinn und Geiste nach reinen Hymnen strebten aber gerade unsere Baseler, zu denen wir endlich zurückkehren, die geistliche Dichtung zu entreißen. Sie wollten ihr einen höheren Schwung und einen größeren Werth an Gedanken und Empfindung geben, und eben dies griffen nachher Gramer und Klopstock auf, als deren Vorläufer wir Drollinger nothwendig hervorheben, und zu deren Erklärung wir diese Episode nothwendig einschieben mußten. Indem Drollinger und Spreng unsern deutschen Hymnendichtern den J. B. Rousseau entgegensetzten, fühlten sie wohl, daß dies nur ein andres Extrem sei und daß auch ihm noch bedeutend fehle zu jener Höhe, die sie in Aussicht nahmen. Er erbaut sie zwar mehr; es regt sich etwas in ihnen, wenn er auf heiligen Saiten spielt, allein sie wissen, daß sich dies Etwas nicht in ihm selbst geregt! Sie denken aber gerade deshalb darüber nach, wie doch dieser sie rühren könne, der David's Harfe entweicht und nur zum Zeitvertreibe schlägt? warum, wenn Günther klage und bereue, sie seine Pein in sich entglimmen fühlen? Sie schließen, wenn der Himmelsfunke dies thierische Gemüth so begeistre, Gottes Geist auch rohen Seelen seine Gefühle leihe, wie vielmehr jenen, die in seiner Gnade stünden — falls sie nur jene Gabe der Dichtung zugleich besäßen! Sie wollen also den Schmuck der Poesie wieder, den Gryphius nicht verschmähte, der aber gemeinhin im Kirchenliede verschmäht ward, sie ärgern sich an denen, die einen Psalm, verwöhnt durch die werthlosen Liedermassen, geringschätzen⁹⁾; sie scheuen sich nicht, das Weltliche dem Geistlichen näher zu rücken, wie es Brockes schon gethan hatte, und eine Gedankenfülle zu suchen, die Drollinger's Gedichte hier und da nicht leicht faßlich macht. Mit Lehre und Bild, mit poetischer Färbung und mit Stoff zum Nachsinnen strebt Drollinger seine Gedichte geistlichen Inhalts zu heben, und nichts ist bezeichnender, als daß sie ihrer Form nach Oden, ihrem Inhalt nach Lehrgedichte sein sollen. Man wird aber gewiß nicht leugnen, daß die seiner Zeit berühmte Ode vom Lob der Gottheit, oder die von der Vor-

9) An Spreng p. 102.

Denk, was ich über deine Lieder zu drei Poeten neulich sprach:
Schwingt unser Spreng nicht sein Gefieder dem Dichter Jacobs glücklich nach?
Man sprach: Ein Psalm ist keine Sache! Da fuhr ich aus: du arme Kott!
Du rühmst dich doch der Göttersprache, so singe, kannst du's, auch von Gott!
Umsonst, du kreichst in deiner Pfufe! Wer zu dem niedren Schlamme verbannt,
Der steigt nicht bis ans Reich der Blitze, wo David seine Donner fand.

sehung und ähnliche oft wirklich poetischen Anstrich haben, den Psalmenton in reinen Versen und ungezwungenen Wendungen treffen und eine wohlthtuende Høheheit behaupten, obgleich sie den hergebrachten Bibelton verlassen und den Reiz der alten Sprache mit dem des dichterischen Ausdruckes, wie Gryphius, zu ersetzen suchen. So ist Drollinger auch in seinen wenigen Fabeln unter die besten Erzähler der Zeit zu stellen, und was seine malerische Seite angeht, so hat das schon Bodmer, bevorzugend vor Brockes, an ihm gerühmt, daß er nicht bloß todte Stoffe, nicht nur ein Feld voll Lust male, sondern eine Welt, die denkt, empfindet und handelt, hinzusetzt.

Drollinger'n gegenüber stellen wir Albrecht von Haller (aus Bern 1708—1777), den Dichter des Verstandes neben den der Empfindung. Wie sich jener an die religiöse Seite des Brockes anlehnt, so dieser an seine wissenschaftliche. Wir hatten schon bei Brockes gesehen, in welchen engen Verband Philosophie und Dichtung zu treten suchten, und hatten aufmerksam gemacht, wie jene Ideale des Dpiz nun verwirklicht zu werden schienen, der die Dichtung auf jener gefährlichen Stelle suchte, wo sich die Einbildungskraft und Speculation berühren. Leibniz, der nicht selten seine Wahrheiten in Bilder und Gleichnisse kleidete, mit poetischen Vorstellungen seiner Metaphysik aussteuerte und ein Kunstgebäude in seiner Theodicee entwarf, wünschte selbst, daß Fragulier sein System in ein lucrezisches Lehrgedichte brächte. Je zugänglicher durch Wolf die Leibniz'sche Philosophie ward, je mehr Modeton es damals in Deutschland ward zu philosophiren und sich in öffentlichen Gesellschaften von den Monaden, dem zureichenden Grunde und der besten Welt zu unterhalten, desto mehr trat auch die Philosophie der Dichtung nahe, und in der Wolf-Gottsched'schen Schule galt es für eine Art Beruf der Poesie, die tiefen Wahrheiten der Weltweisheit dem Volke näher zu rücken. Auf diesem Stande waren die Dinge in Deutschland, als in Frankreich Genest, Polignac und Andere mit Lucrez wetteifern wollten, und als Boileau und Pope bekannt wurden, die, wie sie mit der Elle alle Räume der Dichtkunst ausmaßen, um ihr Geräth anzupassen, auch in den Winkel des Lehrgedichts ihr Kunststück setzten. Haller war von Pope erregt, nachdem ihm Lohenstein, Brockes und Caniz verleidet waren, er begegnete ihm mehrfach in seinem Ideenkreise; in seiner Jugend schon war Virgil sein Liebling, während ihm im Homer der Mangel an Sittenlehre mißfiel. Von jenem genährt, liebte er den Ernst und die Gedrungenheit der englischen Dichter, und mehrere seiner Gedichte entstanden auf Wetten, daß er um den Preis eifernd mit den Eng-

ländern beweisen wolle, die deutsche Sprache verschulde nicht den Mangel an philosophischen Dichtern. War irgend Jemand gemacht, der Lehrdichtung Ansehen zu verschaffen, so war freilich Er es, der eine Riesenschuld von Gelehrsamkeit trug, die sich in seinen zahllosen Beiträgen zu den Göttinger Anzeigen in ihrer ganzen Breite, in seiner Physiologie in ihrer größten Tiefe darlegt. Wie Goethe vortrefflich bemerkt hat, daß Haller's literarischer Ruf günstig für die Aufnahme und Schätzung der Dichter wirkte, deren Stand noch immer in gewisser Art gebrandmarkt war, so gab dieser wissenschaftliche Anstrich den Gedichten Haller's in den Augen der damaligen Welt einen philosophischen Werth. Es kam hinzu, daß der Mann grundsätzlich wie Drollingen die Gelegenheitsdichtung verachtete und strenger als einst Opiz vermied, daß überall aus seinen Gedichten eine gesunde und gerade Weisheit und ein ernster, tiefangeregter, männlicher Sinn sprach, der weit entfernt war von der Hofeleganz des Caniz, der Weichheit des Brockes, der Lüderlichkeit des Günther. Sein Ernst geht bis zu finsterner Strenge in jenen Gedichten, die er Satiren nennt, wo er sich dem Schwarm der Pariser Spötter gegenüberstellt und die dichterische Befehdung der Freigeisterei eröffnet, die bald eine allgemeine Aufgabe unserer Dichter ward. Er selbst fand keinen Beruf, der Menschen Thun in Satiren zu richten, weil er sah, daß Juvenal's und Boileau's Satiren nutzlos geblieben waren; er ist auch hier ein Materialist, dem Alles Ideale fern lag. Und dies spiegelt sich in seinem Vortrage ab, der schwer und voll ist, in dem man, z. B. eben in jenen Satiren, wohl leicht findet, daß jeder Vers etwas sagt, aber schwer verfolgt, was das Ganze sagen will, so daß schon die Gottschedianer und die Verfasser der Hallischen Bemühungen, allerdings in kindischer Uebertreibung, vor Haller'scher Mystik und Dunkelheit warnen, aber doch auch Michaelis klagte, daß der Dichter keine Silbe an die Deutlichkeit verschwende. Er fiel aus der üppigen Manier der Marinisten in das Gegentheil; es war Absicht bei ihm, gedrängt und knapp zu sein; er suchte etwas darin, zu zeigen, daß sich Begriffe reimen ließen; er wollte daher nur den Verstand befriedigen. Daher gibt er uns nicht einen Gegenstand an sich, sondern das, was sein Verstand darüber denkt; und wenn es Empfindungen sein sollen, so sind es genau betrachtet Reflexionen. Dies sind meistens die Eigenschaften aller Lehrdichter, die selten oder nie verstanden haben, einen poetischen Gedanken schon zum Gegenstand zu wählen, und in der Ausführung der Einbildungskraft die Vorhand zu lassen. Ueberall empfindet man daher bei Haller, wo er ernst sein will, Härte, wo er erhaben sein will,

Anspannung, wo er poetisch ausschmücken will, Malerei, die er noch spät selbst gegen Lessing's Laokoon vertheidigt; endlich selbst da, wo er warm und rührend sein möchte, Kälte und höchstens Schwermuth. Mit diesen Eigenschaften konnte er kein Dichter sein; als er 1776 die eilfte Ausgabe seiner Gedichte besorgte¹⁰⁾, sah er auch selbst mit Gleichgültigkeit darauf zurück, obwohl mit heimlichem Verdruß über die neuen Aenderungen seit Klopstock, denen er nicht folgen konnte. Haller war eine schroffe aber ganz normale Natur; die Dichtung seiner Jugend, die verständige Forschung und praktische Thätigkeit in seinen besten Jahren, die religiöse Beschaulichkeit und philosophische Betrachtung, der er sich in seinen Alterschriften hingab, in seinen Romanen und den Briefen über die Offenbarung, stellen einen natürlich geregelten Lebenslauf dar. In Briefen an Bodmer gestand er, daß er je kein Poet gewesen, daß ihn in seiner Jugend nur die lebhaftere Empfindung dazu gemacht habe. In seinen gelegentlichen Urtheilen, wenn er Weiße über Shakespeare, Gessner über Theokrit setzt, beurkundet er dies noch deutlicher als in seinen Gedichten selbst. Unter diesen blieb das erste, die Alpen (1729), das beste. Es entstand auf einer Alpenreise; die Natur selbst gab es ihm ein: wirkliche Ansichten der Natur oder von Gemälden, wirkliche Aussagen der Alpenbewohner sind die Quellen dieses Gedichtes, das aus dem Glauben geschrieben ist, die Schüler der Natur, ein Volk schlichter Sitte, fern von den goldnen und papiernen Schätzen der Reichen und Gelehrten, lebe noch heute in dem goldnen Zeitalter. Dies gibt dem Werke den malerisch-idyllischen Charakter, mit dem es verschiedenartig auf Kleist und Gessner hinwirkte. Es ist ein ähnlicher, obwohl verschiedenartig geäußelter Natursinn darin, wie bei Brockes; dieser ist ein niederländischer Blumist, Haller ein großer Naturforscher; bei Brockes steht Pope hinter Thomson, bei Haller Thomson hinter Pope und Virgil. Das Lieblingsgedicht Haller's war das vom Ursprung des Nebels (1734); es ist der Vorläufer der großen Masse von Lehrgedichten, die sich an ihn anschließen. Es ist der große Gegenstand, über den sich damals die Philosophie quälte; es gilt hier nicht um poetischen Körper, sondern um Weisheit und Gedanken. Charakteristisch ist dabei ganz erstaunlich, wie fein der Dichter von der philosophischen Lösung der Frage zu einer religiösen überleitet, und damit den Gang der Dichtung in Deutschland so andeutet, daß er zugleich wie ein Vorläufer von Klopstock erscheint. Gott ist eine Welt von Mängeln lieber, als ein Reich von

10) Sie kamen zuerst 1732 heraus.
Gerv. d. Dicht. IV. Bb.

willenlosen Engeln; der Tugend Uebung wird durch Wahl erst gut. Dies lehrt das erste Buch; das zweite schildert Engel und Menschen in dem Stande der Vollkommenheit und Unschuld; das dritte den Fall von Beiden. Allerdings ist nicht die biblische Geschichte erzählt, sondern ihr Ergebnis philosophisch durchgeführt; aber sie liegt doch zu Grunde; und was die Hauptsache ist, der Dichter selbst bereute später als unverzeihlich, daß er die Mittel verschwiegen habe, die Gott zum Herstellen der Seele angewandt, die Menschwerdung Christ's, sein Leiden, die Erlösung. Die konnte aber nicht ein Didaktiker besingen, dazu gehörte ein epischer Dichter, Klopstock mußte diese Aufgabe lösen.

Haller's Einfluß war so bedeutend, daß das Lehrgedicht in Deutschland langehin nach seinem Vorgange gepflegt, ja daß es durch Lessing's gegnerisches Gewicht nur in den Hintergrund gestellt, nicht ganz beseitigt ward, geschweige daß Gottsched's Erklärung gegen diese Gattung etwas hätte versangen sollen, der sich an Haller ärgerte und gelegentlich aus den lettres antipoetiques der Holländerin Hooghard Waffen gegen die wissenschaftliche Poesie holte, die sonst seinem ganzen Systeme nicht ablag. Herder, der im Anfange nach Lessing's Beispiel sich bitter gegen alle Lehrdichtung erklärte, später in der *Adrastäa* ihr lebhafter Vertheidiger ward, uns einen Boileau und Pope wünschte und Uz bewunderte, Herder machte in jener ersten Periode die vortreffliche Bemerkung, daß zum Lehrgedichte kein Stern erster Größe erfordert werde; es dulde Halbschönes und fordere wenig Phantasie; es sei eine Beute für mittelmäßige Köpfe, ein Gegenstand, um Dichterlein im Vorhofe der Poesie aufzuhalten. Dies ist so wahr, daß deutlich sich ein jeder, der mit Haller über den Alexandriner nicht hinauskam, und entweder mit Klopstock oder mit den gewandten Dichtern der Grazien nicht fortkonnte, sich jenem ins Schlepptau hing und unter seinen Flügeln Schirm suchte. Dies gesteht einer der Hauptnachahmer Haller's, der Freiherr von Creuz (in *Homburg* 1724—1770), geradezu ein: er halte es mit Reim und Alexandriner, weil er die Göttersprache nur von Klopstock selbst hören möge! Haller hatte in seinem Ursprung vom Uebel noch das Systematische vermieden, er wollte nicht vollständig sein, nichts erweisen, sondern nur malen, rühren, anregen. Die Dürftigkeit seiner Nachfolger aber führte stets mehr ins Prosaische, ins Begriffswesen, in Systemreimerei hinein, die die Literaturbriefe mit allem Recht bitter verspotteten. Sie sagten, daß wenn einmal Lehrgedichte gemacht werden sollten, die Sitten der Menschen ein würdigerer Gegenstand seien als der Vortrag von Systemen, daß aber unsere Dichter, die den letzteren trefflich verstünden, unter

mittelmäßig würden, sobald sie sich auf dies Feld des Horaz oder der moral essays von Pope wagten. Man darf nur die moralischen Lehrgedichte von Löwen oder den bändereichen Triller (aus Erfurt 1695—1782) in seinen poetischen Betrachtungen (6 Theile 1725—1750) aufschlagen, wo er von der Nachahmung der Brookes'schen Naturpoesie auf sittliche Gegenstände übergeht, um dies nur allzuwahr zu finden. Bei weitem die namhaftesten der Hallerianer haben sich auch immer gerne auf jene herrschenden Modefragen der Philosophie geworfen und die Philosophen ausgeschrieben und in Reime gebracht, und wenn man Beurtheilungen solcher Gedichte liest, so sieht man, daß nicht die Poesie, sondern die philosophische Farbe und Rechtgläubigkeit untersucht, und so z. B. Creuz von Gottsched unter die adligen Philosophen neben Tschirnhaus, nicht unter die adligen Dichter gestellt wird. So schrieb Zernitz über den Endzweck der Welt, Josias Suero über die beste Welt, Withof über die zeitliche Glückseligkeit (in den moralischen Kezern), Creuz von der Unsterblichkeit, Wieland über die Natur der Dinge. Uz ließ sich zu seinem kurzen Gedichte, der Theodicee, die wohl das Beste ist, was wir in diesem Gebiete besitzen, von Leibnitz anregen; der ältere Suero reimte in elenden Versen Baumgarten'sche Theorien; Lichtwer sein Recht der Vernunft nach Wolf'schen Begriffen. J. J. Dusch (aus Zelle 1725—1787), der in diesem Fache und überhaupt sich gewaltig wichtig machte und in seinen Briefen über Bildung des Geschmacks alte und neue Lehrgedichte besprach, schrieb in seinem dürftigen Gedicht, die Wissenschaften, Hollmann's Naturlehre und Pope mit erklärter Freibeuterei aus. Selbst Lessing schrieb in seiner Jugend ein Gedicht von der Mehrheit der Welten, bestimmt durch die neue Theorie Whiston's und durch Huygen's Kosmotheoros, über das er sich späterhin selbst lustig machte. Ueberall sehen aus diesen Dichtungen die Männer der Wissenschaft, nicht selten wie selbst bei Dusch und Withof (aus Duisburg 1725—89, den Herder gelegentlich Einzelheiten halber sehr hoch hielt, und wenn er ihn im Ganzen übersah weit wegwarf) die Pedanten und Nachbeter Haller's heraus. Hiervon ist selbst Kästner in seinem Gedichte über die Kometen nicht auszunehmen, zu dem ihn Opitzens Besuv scheint begeistert zu haben. Von diesen zwar werthlos behandelten, aber an sich doch noch würdigen Gegenständen glitt man aber noch weiter herab, von Vernunftproblemen zu noch viel prosaischeren Verstandesfragen, von Philosophemen auf wissenschaftliche und praktische Gegenstände. Die Aerzte reimten, wie Triller, von der Makrobiotik und der Pockeninoculation, Tscharner in Zürich von der Wässerung der Aecker, Elias

Schlegel bewies, daß einem Dichter die Mathematik nützlich sei, und Kästner die Pflicht des Poeten deutlich zu sein. Dies sind natürlich Gegenstände und zum Theil Personen, die uns hier nicht berühren können. Und noch viel weniger jene sklavischen Nachahmungen des großen Vorgängers unserer Didaktiker, die hier und da ins unglaublich Elende noch ziemlich spät herabsinken. Davon ist ein Hauptbeispiel der Breslauer Arzt Tralles, der Haller's Alpen auf einer Bergreise mit sich hatte, darüber das Keimweh bekam und das schlesische Riesengebirge besang. Er seinerseits begeisterte wieder den hyperbrotischen Blumisten Chr. Cuno (Kaufmann in Amsterdam) zu einer Ode über seinen Garten, und mit diesem wieder hängt der Professor Denon in Stargard zusammen, der den Beweis Gottes aus dem Grafe besang, und Weinom, der eine Erklärung der Kupferzierrathen bei Cuno's Gartengedicht reimte. Mit der Erbärmlichkeit dieser Lehrdichtung streitet sich nur die damit verknüpfte poetische Malerei, und es begreift sich wohl, warum Lessing so bitter gegen die beiden Gattungen ward. Wenn man diese Dinge sieht, so glaubt man sich nicht im 18. Jahrhundert, und man sieht wohl hier so gut, wie bei den Kirchenliederdichtern, wie sich Verfall und Neubau auch in dieser Gattung noch kreuzt. Wir können noch innerhalb dieser trocknen Lehrdichter selbst nachweisen, wie sogar hier Alles nach dem neuen Schwung, namentlich nach der größeren Empfindung der Klopstock'schen Dichtung sich ummodellt. Man sieht es bei v. Creuz und Dusch, wie beide neben Pope sich zugleich Young zuwenden, und dies bezeichnet überhaupt die Krisis, die bald bei uns eintrat. Creuz in den Gräbern (1752) stimmt einen elegischen Ton an und bewundert den Dichter der Nächte, „der in seinen Gram vertieft, wie ein Pelikan die große Zuflucht zu seiner Brust nahm.“ So geht auch Dusch schon auf Affect und Nührung aus, wie hölzern es sich ausnimmt; er läßt sich vom Schmerze mehr entzücken als von der Freude, sein Gedicht von den Wissenschaften¹¹⁾ nimmt mehr die Gestalt eines didaktischen Hymnus an.

Auf ein andres Gebiet versetzt uns Friedrich v. Hagedorn¹²⁾ (aus Hamburg 1708—54), den wir Drollinger und Haller noch gesellen wollten. Er bildet mit ihnen ungefähr den Gegensatz, den in der schlesischen Zeit Hoffmann gegen Gryphius und Lohenstein gebildet; er kannte auch Hoffmann, und tabelte ihn zwar um seinen italienischen Schwulst,

11) In Dusch's vermischten Werken 1754.

12) Fr. v. Hagedorn's poetische Werke. herög. v. Eschenburg. 1800. 5 Thle. — Sein erster Versuch einiger Gedichte kam 1729; der Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen 1738 heraus.

den er wie Neukirch mit dem französischen Esprit vertauschte, aber er fühlte doch, daß die meisten Tadler Hoffmann's zu schwach seien, um zu fehlen wie er. Hagedorn steht überhaupt, wie entschieden zugeneigt er den Ausländern, im Liede dem Chapelles und Chaulien und den ähnlichen, im moralischen Gedicht Boileau und Pope, in der Fabel Lafontaine ist, doch mit der älteren, deutschen Literatur in einer weit engeren Verbindung als die Schweizer; er las und ehrte noch die Pietsch und Mencke, hatte Canitz als Muster vor sich und ließ sich auf der Universität von Schlesiern seine Gedichte verbessern, um nicht gegen die oberdeutsche Sprache anzustoßen. Diesen Unterschied bedingt die Neuheit der Literatur in der Schweiz, und auf der andern Seite die lebhafteste Pflege unserer Dichtung in Hamburg, in deren blühendste Zeit Hagedorn fiel. Er lernte von Wernicke, er machte sich von Weichmann los, er ehrte Richey, er bewegte sich im Kreise des Tragikers Behrmann, des Rechtsgelehrten Wilkens, des Pastor Zimmermann, Ebert's und des reichen Arztes Carpsen, die Alle dichteten und heitere Geselligkeit liebten. In so ganz verschiedenen Verhältnissen bildete Hagedorn's ohnehin ganz verschiedene Natur seine Poesie in einem vollkommenen Kontraste zu Haller's aus. Dieser war einsam in Bern, vor seiner Berufung nach Göttingen wenig geachtet, schon als Knabe kalt und verschlossen, nach der Bekanntwerdung seiner Gedichte verbittert, weil man naturalistische Aeußerungen und persönliche Satire darin finden wollte, Hagedorn dagegen von früh auf gutgeartet und weich, jovial und selbst locker, ein debauché nach seiner eignen Benennung¹³⁾, ein Trinker bis zur Untergrabung seiner Gesundheit, in einer freien obwohl nicht glänzenden Lage, überall wohl gelitten und gewandt. Selbst öffentlich hatte er mit seinen Dichtungen das bessere Loos, daß alle Parteien ihn hochachteten, daß Gottsched, dem er um 1730 noch huldigte, ihm immer einen ehrenvollen Platz einräumte, obwohl er später persönlich mehr mit den Schweizern hielt, während Haller von dem Leipziger Aristarchen nicht beachtet ward, obgleich er sich strenger außerhalb des Streites stellte. Hagedorn, als ein Verächter der Kleinmeister und Vielwiffer, als ein feiner Edelmann, neigte sich zu Canitz'

13) Er schreibt 1739 an Lisow: — j'excepte Hambourg, dont la politesse et les delices surpassent celles des autres républiques. Mais ce n'est pas à vous, qu'il faut prôner les avantages de la liberté. Vous en êtes trop vivement persuadé et si vous étiez un peu plus voluptueux, vous sentiriez encore plus la liberté académique, dont on jouit à Leipzig. Les lumières de la volupté sont les seules, qui vous manquent. Avec elle vous seriez un homme parfait. S. Selbig's Lisow p. 47.

Hospoese, die Haller nicht mochte, und zu den Franzosen mehr als zu den Engländern, die Haller leidenschaftlich liebte. Unter den Alten war Haller's Liebling Virgil, Hagedorn's aber Horaz und Ovid, wie einst bei Lohenstein und Hoffmann der Unterschied war. Hagedorn betrachtet die Dinge mit heiteren Augen, Haller mit trüben; kein Weiser haßt die Welt, ist der Wahlspruch des Hamburgers, der, wenn nicht in seinen Schriften so doch in seinen Grundsätzen bis zur Freigeisterei streifte, und das Kopfhängen und Beten verlachte, mit dem Haller nicht wenig Gemeinschaft pfliegte. Die Satire ist bei Hagedorn gutmüthig-ironisch, die bei Haller sarkastisch; Liebe war für Haller'n, wie er selbst sagte, ein ernsthaftes Geschäft, für Hagedorn ein lächelnd fröhliches; Haller's heitere Stellen sind nicht von trübem Ernste frei, das einzige mehr traurige Gedicht, das Hagedorn gemacht hat (die Liebe eines Sohnes gegen seine Mutter), geht zuletzt auf's Komische hinaus. Beide Männer haben im Anfang keine sehr laute Wirkung gemacht; die Gesellschaft hatte kein Urtheil und achtete sie nicht mehr wie viele Andere, doch wurzelte ihr Verdienst mit der Zeit stets fester, so daß sie langehin weit über ihren Werth erhoben wurden. Bei Hagedorn erklärt sich dies schon durch die Feile, mit der er, statt Neues zu dichten, sein Aelteres, fortschreitend mit der Sprachbildung und dem Geschmacke, besserte, während Haller das Seinige gleichgültig liegen ließ; doch aber muß man schon den niederdeutschen Patriotismus hinzudenken, wenn man begreifen will, daß noch Niebuhr im Jahre 1812 Hagedorn's Erzählungen mit hingerissener Bewunderung las! Dies ist um so auffallender, als Niebuhr's Charakter bei weitem nicht verträglich mit Hagedorn's erscheint, wie dagegen z. B. Wieland's, der auch der beständige Lobredner Hagedorn's war und keinem Dichter irgend einer Nation feineren Geschmack zugestehen wollte! Der ganze Kreis der sokratisch-anakreontischen, der epistolographischen, der Fabeldichter der neuesten Zeit sahen auf Hagedorn wie auf ihren gemeinsamen Ahn, wie auf den Altmeister der deutschen Dichtung zurück, alle, die der „galanten“, der mittleren Poesie, nach der bisherigen Benennung, oblagen; alle, die nichts zwar mit der kalten Lehre, aber auch nichts mit Klopstock's Ueberschwenglichkeit zu thun haben wollten, über dessen Messias sich Hagedorn, noch ehe er gedruckt war, vortrefflich dahin aussprach: *incedit per ignes suppositos cineri doloso*. So wie ihn sein Gutachten über den Hexameter auch wohl charakterisirt: *non equidem invideo, miror magis*.

Die Bedeutung Hagedorn's wird sogleich einleuchtend, wenn wir hören, daß er in seinen Gedichten gerade jenes Feld bearbeitete, das

neben Drollinger und Haller noch in den mittleren Gebieten offen war, eben jenes, was die Literaturbriefe so wenig und schlecht bebaut fanden, die sittliche Seite des Menschen; und seine ungemeine Fortwirkung auf die nächsten Zeiten springt in die Augen, wenn man sieht, daß er fast alle lyrischen Gattungen eröffnet, die später verfolgt wurden. Hier also könnte uns nicht einfallen, wie bei Haller und Drollinger Gruppen ähnlich beschäftigter Köpfe um ihn herum zu stellen: er zieht ganze Massen nach sich und darunter Männer, die ihn weit überragen. Er gibt jener mittleren Poesie Maß und Richtung, die nachher fast gemeinsam die Dichtung der Grazien genannt ward. Drei Gattungen sind es besonders, die er hier, wenn nicht neu eröffnete, doch neu umgestaltete. Zuerst die eigentliche Lyrik. Hier stimmt er im Wein und Liebesliede, sorglos wie Hoffmann, einen freieren Ton an, und will nicht seine scherzhaften Einfälle nach der Erleuchtung der Methodisten und anderer Heiliger beurtheilt wissen. Er lacht der Sittenkünstler und „Aretalogoï“; er ahmt nicht trocken nach; er wagt's zu sein, was er singt, und zu fühlen, was er anpreist. Er verließ hier die Italiener und folgte den Franzosen, den Chapelles, Beliffon, Ravillon, Deshouliers u. A. und man sieht dies besonders darin, daß er sich jener französischen Forderung fügt, nach der jedes Lied wie ein Epigramm zugerichtet und gegen das Ende gesteigert sein sollte, und die auch Haller in den einzelnen Strophen seiner Alpen zu befriedigen strebte. In diesen Liedern bereitet er den Ton Lessing's, in seinen Naturliedern den des Voß und Aehnlicher vor, in seinen anakreonthischen ging er Gleim und Uz zur Seite. Obgleich diese freilich noch so wenig ächte Farbe tragen, wie seine horazischen Oden, so gingen doch beide in diesen Zweigen voran, die bald bessere Früchte tragen sollten. Dies sind also die lyrischen Organe jener Weisheit, welche edler Seelen Wollust und der ächten Freude Werth wollte kennen lehren; auch didaktisch aber lehrte Hagedorn diese fröhliche Wissenschaft, diese sokratische Weisheit¹⁴⁾. Durch die ganze Folgezeit zieht sich dies hin-

14) Klostoch in der Ode Wingolph singt Hagedorn zu:

Zu Wein und Liedern wähet der Thor dich nur
allein geschaffen. Denn dem Unwissenden
ist, was das Herz des Edlen hebet,
unsichtbar stets und verdeckt gewesen.
Dir schlägt ein männlich Herz auch! Dein Leben tönt
mehr Harmonien als ein unsterblich Lied!
Im unsokratischen Jahrhundert
Bist du für wenige Freund' ein Muster.

durch, daß Horaz, Sokrates, Anakreon Lösungsworte für Sittlichkeit und Dichtung wurden; sie sollten gleichmäßig die ächte Zufriedenheit lehren und die wahre Freude, deren Grenze Geschmack, Wahl, Artigkeit (die Grazien) bezeichnen; sie sollten unsere Dichter lehren, diese Weisheit wieder zu lehren und fortzupflanzen. Lehrhafter als im Liede spricht sich dieselbe bei Hagedorn in seinen moralischen Gedichten, Episteln und Sermonen in Horazischer Art aus, in denen wir durch Boileau und Pope hindurch dem alten Dichter etwas näher rücken. Diese Gattung lehnt sich an die hergebrachten Satiren der Caniz und Neukirch an und leitet die Epistel ein, die in der Halberstädter Schule nachher üblich wurde. In ihr steht man, wie weit selbst diesen fröhlichen Dichtern die Moral in der Poesie, wenn auch nicht gerade in ihrem Leben, am Herzen lag. Ganz stimmen sie in jenes Horazische: *Nunc itaque et versus et cetera ludicra pono; quid verum atque decens, curo et rogo et omnis in hoc sum*, oder noch besser in das andere: *Scribendi recte sapere est et principium et fons*. Hagedorn rühmt es hier an Horaz, daß er aus der Dichtung Lehren gezogen, die Menschen zu bessern, ohne darum den Musen gram zu werden, er habe häufig ein Lied entworfen, aber öfter den Unterschied der Menschen, der Laster Selbstbetrug, die Eigenschaften des Thoren und des Weisen ächtes Bild. Und wie sehr er des Römers Dichterruhm achtet, doch ist ihm die Gelassenheit seines Herzens vorzüglich werth, sein höchstes Glück jene Bescheidenheit und Zufriedenheit, der Freiheit Frucht, die nur den Weisen rührt. So findet er den Homer reizend, aber Eine That der schönen Mäßigung schöner als Alles, was Homer schrieb. Eben so wie Er hier die Genügsamkeit und die glückliche Mitte lehrt, thun es nachher Wieland und Gleim und die sich um sie sammeln; wie Er der Freundschaft Tempel baut, so thun es nachher in Leipzig die Herausgeber der Bremer Beiträge. Was endlich die dritte Gattung betrifft, die Hagedorn wieder in Schwung brachte, die Fabel, so ist es ganz entsprechend, daß sie von einem so warmen Moraldichter oder dichterischen Moralisten zuerst wieder mit Glück versucht ward, der bei all' seinen leichteren Grundsätzen darum wirklich die Tugend der Mäßigung und Weisheit übte, daß er, im Gegensatz zu Günther, die Zeit schonte und ihrer ängstlichen Sittlichkeit mit Bescheidenheit entgegentrat. In seinen Erzählungen verbindet sich die ernste Lehre des moralischen Gedichts mit der Laune des erotischen, und hier und da selbst lüsterne Liede. Der eigentlichen Fabeln sind wenige, viele Anekdoten und Schwänke. Man merkt es seiner Fabel an, daß sie aus einer Zeit stammt, wo das Epigramm geübt ward, von einem Dichter, der den

Wernicke achtet und nachahmt; Anekdoten und Apophthegmen mischen sich darunter, satirische Beziehungen auf gesellige und literarische Verhältnisse sind nicht selten. Es war etwas werth, daß dem Dichter hier die Erzählung schon Selbstzweck war, wenn auch diese so sehr gerühmte Seite vielleicht seine schwächste gewesen sein sollte; sie wies doch wenigstens auf den eigentlichen Beruf der Dichtung hin. Wenige seiner Erzählungen sind ihm so geglückt, wie der berühmte Seifenfeder; wie frei er dem Lafontaine nachging, so ward er doch jenen weit- und abschweifenden Gevatterton nicht los. Man vergleiche die Erzählung von Laurette, einen bekannten Eheschwank aus der Ritterzeit, wie entfernt ist sie von der alten Schalkheit und Einfalt! Oder die von Aurelius und Beelzebub, wie viele Selbstgefälligkeit, welches Ausholen ohne Spannung, welche nutzlosen Alltagscherze, um einen übertriebenen Spaß zu erzählen, den ein Hans Sachs oder Waldis, die Hagedorn nicht fremd waren, weit besser behandelt hätten. Eben so ist es für Jemanden, der den Dvid gelesen hatte, kaum begreiflich, daß er die Geschichte von Philemon und Baucis nicht gefälliger nachzuerzählen wußte.

Nachdem wir diese drei Männer vorausgeschickt haben, lassen sich nun die Streitigkeiten zwischen Gottsched und den Zürichern weit besser beurtheilen. Auch folgen sie chronologisch erst nach; Gottsched's erste Thätigkeit fällt mehr in die 30er, der eigentliche Kampf erst in die 40er Jahre. Um nun gehörig zu würdigen, was eigentlich die Schweizer unternahmen, als sie Gottsched's Ansehn angriffen, müssen wir zuerst einen Blick auf dieses Mannes Persönlichkeit, Wirksamkeit und Verbindungen werfen, wo dann begreiflich werden wird, warum er die neue Kritik gegen ihn, die sich bei uns später Jeder gefallen lassen mußte, so übel nahm, dann in beleidigter Eitelkeit stets eigensinniger und gereizter ward, und sich so nach erworbenem Ansehn einen Fall bereitete, der im höchsten Grade tragisch oder auch tragikomisch war.

Joh. Christoph Gottsched (1700—66) war ein geborner Preuße, aus Judithenkirch; er hatte in Königsberg, wo Pietsch sein poetischer Lehrer war, seine Studien gemacht und kam 1725 als Hauslehrer zu Mencke nach Leipzig. Bald trat er als akademischer Lehrer in dessen Fußtapfen, sammelte in seinen Vorlesungen über Redekunst, für die er schon 1728 einen Grundriß ausarbeitete, der 1736 erweitert und später wieder im Auszug erschien, einen Kreis von jungen Leuten um sich, mit denen er umging wie Mencke vor ihm, und nach ihm Gellert mit ihren Zuhörern, oder wie vor hundert Jahren Buchner mit den seinigen in Wittenberg. Grade wie dieser Letztere thut er erstaunlich

wichtig mit den Redekünsten seiner Jünger, bereitet das Publikum auf die Früchte seiner Lehren vor, und 1738 erschien wirklich ein Band mit Proben der Beredsamkeit, die eine Reihe seiner Schüler herausgaben, unter denen bekannte Namen wie Schwabe, Bärman, Kästner stehen; sie lassen es natürlich an Lobeserhebungen ihres Meisters nicht fehlen. Mencke brachte seinen Freund ferner in die deutsch-übende Gesellschaft, zu deren Wiederbelebung Gottsched wesentlich beitrug. Er gab ihr erst den Namen der deutschen Gesellschaft und fand dieß nicht zu anmaßend, da die Absichten derselben denen der französischen Akademie gleich seien; ja er dachte wohl gar diese und die académie des belles lettres zugleich mit der Sinen deutschen Gesellschaft aufzuwiegen, wenn es ihm nur hätte gelingen wollen, sie zu einer königlichen oder churfürstlichen Gesellschaft zu erheben. Aber auch in ihrem privaten Charakter ward sie an Einfluß der Erbe der literarischen Gesellschaften des 17. Jahrhunderts; die Mitglieder drängten sich heran, so daß der Abt Mosheim, der 1732 an Mencke's Stelle Präsident ward, warnen mußte, die Gesellschaft durch wahllose Aufnahmen nicht verächtlich zu machen. Damals wäre es noch eine große Kezerei gewesen, was 25 Jahre später die Göttinger in ihren Anzeigen thaten, die nagelneue Frage nämlich aufzuwerfen, ob die Stiftung gelehrter Gesellschaften, die einen Privatcharakter trügen und den Schulkwirkungen Einzelner Thür und Thor öffneten, eigentlich förderlich sei. Gottsched gründete sich vielmehr innerhalb dieser Gesellschaft ein ungemeines Ansehn, dem der öffentliche Geist in Deutschland entgegenkam, der überall die Nachbildung ähnlicher Gesellschaften betrieb. Diese Verbindungen waren meist in erklärter Abhängigkeit von Leipzig und gaben ihre Schriften nach dem Muster der Mutterstadt heraus, worin denn Gottsched's Lob aus allen Enden Deutschlands verkündet ward. Förmliche Emissäre gingen von Gottsched nach einzelnen Punkten aus; wenigstens führt Nicolai an, daß Schüler Gottsched's, wie Quandt und Neugebauer, protestantische Sachsen und Schlesier, in Wien die Liebe zur deutschen Sprache zuerst ausgebreitet hätten. Wir haben schon oben angezeigt, wie sich diese Gesellschaften verzweigten und in welcher Anzahl sie entstanden. Zu dieser Wirksamkeit aus und auf der Universität und in den Klubs kam die auf den niederen Schulen. Gottsched mischte sich in alle Fächer, er schrieb eine kritische Dichtkunst (1729), eine Redekunst (1728. 36), eine Sprachkunst (1748), eine Weltweisheit (1734), und von allen machte er Auszüge und kleine Ausgaben, die in vielfachen Auflagen auf den Schulen verbreitet und theilweise, wie seine Sprachlehre, in viele Sprachen übersetzt wurden. Nir-

gends versäumt er dabei, die Eroberungen dieser Bücher zu rühmen und den Schulherren Artigkeiten zu sagen. Hatte er sich so der unteren Regionen versichert, so griff er es mit gleicher Geschicklichkeit bei den Gelehrten an. Ueber dreißig Jahre hindurch suchte er sich mit seinen kritischen Zeitungen zum Diktator der Sprache und des Geschmacks aufzuwerfen. Dies begann 1725 mit den vernünftigen Tadlerinnen und setzte sich nachher in dem Biedermann 1727. 8, in den kritischen Beiträgen 1731—44, in dem Neuen Büchersaal 1745—50 und dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1751—62 in einer ununterbrochenen Reihe fort. Von diesen Schriften verlieren die späteren desto mehr ihre Bedeutung, je rascher die Zeit fortschritt, die früheren aber, namentlich die Beiträge sind ohne allen Vergleich weit vorzüglicher als irgend eins der zahllosen Blätter aus der gleichen Zeit. Wenn irgend wo, so war hier der Beifall, den er erntete, nicht unverdient. In diesen seinen kritischen Bemühungen, namentlich auch in seiner kritischen Dichtkunst macht er überall den Wolfianer geltend; er las und schrieb über philosophische Gegenstände, und griff auch gelegentlich in die Streitigkeiten Maupeoutis und Wolf ein; er hatte daher, wie geringfügig seine philosophische Begabung und Wirksamkeit auch war, doch die ganze Schule für sich, ehe es den Schweizern gelang, auch hier eine Spaltung zu bewirken. Er kann es nicht oft genug sagen, daß zur Kritik ein Philosoph gehöre, daß seine kritische Dichtkunst im Wolfischen Systeme die Lücke der Poetik ausfülle, und es war ihm ein sehr empfindlicher Schlag, als später aus eben dieser Schule Baumgarten und Meier sich ihm zur Seite stellten; der bloße Name einer Aesthetik, den sie ausbrachten, war ihm ein Greuel. So also stand er mit den Philosophen, er suchte sich auch mit den Theologen zu setzen, obwohl ihm dieß so sauer gemacht wurde, wie einst Dpizien. Er war in Verbindung mit dem Grafen Manteuffel gekommen, der 1714—30 polnischer Minister in Dresden war, nachher in Berlin lebte und in der von ihm gestifteten Gesellschaft der Aethophilen der Orthodorie entgegen arbeitete. Gottsched kam nun 1737 in Untersuchung unter Andern wegen einiger Stellen seiner Redekunst, in denen er die geistliche Beredsamkeit mitgenommen hatte; er versprach, in der neuen Ausgabe das Anstößige wegzulassen, das fand sein Gönner Manteuffel eines Philosophen nicht würdig. Der Graf zieht vielmehr Gottsched und seine Frau in die Mitthätigkeit für die heimliche Presse der Aethophilen; er soll in einer anonymen Homiletik, die der Probst Reinbeck mit einer Vorrede begleiten würde, grade jenes anstößige Kapitel über geistliche Redekunst niederlegen; in diesem Fall wird es nun schwer,

zwei Herren zu dienen, und sich zwischen der Furcht vor Entdeckung dieses „alethophilen Falsiloquiums“ und der Rücksicht auf den hohen Gönner durchzuwinden, der dem Ehepaare die antiphilosophische Poltronnerie ins Gesicht vorwirft¹⁵⁾. Gottsched ist hier seiner philosophischen Richtung gemäß mehr gegen die Orthodorie gefehret; so bekennt sich selbst Jerusalem von ihm angeregt, dessen Stolz und Glück es war, in Wolfenbüttel unter einem Fürsten zu wirken, „wo der Unglaube so wenig für einen Beweis von Scharfsinn, als der Aberglaube für ein Kennzeichen des Christenthums gehalten wurde“; doch versäumte Gottsched keine Gelegenheit, sich auch auf der andern Seite wieder den Orthodoxen annehmlich zu machen. Er nahm überall eine Stellung gegen die Freigeisterei an, er gab des Polignac Antilucrez mit einer Vorrede heraus, er übersetzte Fontenelle's Gespräche und kleine Schriften; selbst seine Frau nahm er zu Hülfe, die den Spectator aus dem Englischen übersetzen mußte, das große Gegengewicht gegen die Shaftsbury und andere Freidenker in England. Eben diese seine Frau brachte ihn wieder in eine günstige Stellung zu dem schönen Geschlechte. Sie war eine eben so fruchtbare Schriftstellerin wie er selbst und bereicherte seine deutsche Schaubühne um die Wette mit ihm. Sie verräth in ihren herausgekommenen Briefen (herseg. v. Nunkel. 1776) sogar einen weit feineren Sinn und Geschmack als Gottsched selbst, wie denn dieselben offenbar weit über die Briefe Junker's und Neukirch's hinausgerückt und ich weiß nicht, ob nicht sogar den Gellert'schen vorzuziehen sind. Sie war dabei Kennerin der Wolfischen Philosophie und schon Dichterin ehe sie Gottsched's Frau war. Sie übersah ihn offenbar, aber sie würde uns vielleicht bescheiden und wenig vordringlich erscheinen, wenn sie nicht mit in das Geschick ihres Mannes wäre geriffen worden, nicht in nachgeahmten Satiren und eignen Schriften Theil an seinen Zänkereien genommen hätte. Vielleicht aber ist ihr selbst dies ein Ruhm, daß sie sich ihrem Manne so fügte, über dessen Schwächen sie zum Theil erhaben war. Sie lachte über die Krönung Schönaich's, die ihr Mann so eifrig und feierlich betrieb, sie verschmähte es in die deutsche Gesellschaft aufgenommen zu werden, die er den Frauen öffnete, und in der sich damals Charlotte von Ziegler, geb. Romanus, neben anderen Frauen bewegte, der zeitige Mittelpunkt der

15) Die Geschichte ist bei Danzel im ersten Abschnitt ausführlich mitgetheilt, mit der „Misachtung und dem Spotte im Tone“, den die Sache freilich unvermeidlich herausfordert, den nur der Verfasser sonderbarerweise allen Andern als sich selber übel nimmt.

gelehrten Damen, auf die noch die Unzer, die Karsch, die Grose u. A. ihre Augen gerichtet haben. Noch mehr: auch den Hof und den Adel suchte Gottsched auf alle Weise sich zu verbinden. Alles was unter dem Adel dichtete, sammelte sich um ihn, oder er drängte sich ihm zu. Welcher lächerlichen Dinge machte er sich schuldig, als er den Freiherrn von Schönau, der ihm ganz ergeben war, zum ersten Epiker über Klopstock erheben wollte! als er die Theresstade des dilettantischen Wieners, Herrn von Scheyb, anpries, bei der dem Verfasser selbst „die Haare zu Berg standen!“ als er den Herrn von Spilker, den Uebersetzer des Prinzen Cantemir, den Herrn von Derschau und ähnliche hervorhob, und eine anonyme erbärmliche Uebersetzung des Horaz hoch anpries, weil er wußte, daß sie von einem Grafen von Solms war, als er den französischen Herrn von Bar und von Grimm seine Komplimente machte, die ihm dafür den Ehrennamen des großen Gottsched an den Kopf warfen! Seine ganze Poesie gehört hierher. In seinen Gedichten stehen wir mitten wieder in jenen Lobhudeleien und Preis- und Gelegenheitsoden, wir sehen in der That, wie im Rath seiner Poetik, diese ganze elende Gattung förmlichst in Schutz genommen und die guten Wenzel und Pietsch als Muster gepriesen, während Drollinger, Haller und Hagedorn, Richey und Brodes, ohne Verabredung, aus einem gemeinsamen Ekel und Ueberdruß, diesem Quark mit voller Absicht uns zu entreißen strebten. Mit diesen Grundsätzen war nicht allein die hohe Gesellschaft zu gewinnen, an die jene Lobgedichte gemeinhin gerichtet wurden, sondern solche Gedichte schienen auch der Kritik gleichsam entzogen; wie sich denn Gottsched einmal sehr wundert, daß man in Berlin die Frechheit gebildet, ein Gedicht von Vock auf den König öffentlich hart beurtheilen zu lassen. Und was noch viel mehr war, die ganze Masse der elenden Reimschmiede und Bettelpoeten war damit gewonnen und dies sind eigentlich die, die Gottsched's getreueste Schildknappen ausmachen.

Um nun mit Einem Blicke zu übersehen, über welches Heer Gottsched zu gebieten hatte, so müssen wir erst hinweisen, wie er als ein geborner Preuße und nach Sachsen übergesiedelt und nach Schlesiern gebildet, diese großen Provinzen ganz in seiner Abhängigkeit hielt. Aus Königsberg ging Pietschens Ansehen auf ihn über, und die preussischen Dichter Vock, Kongoel, Derschau, Spilker, Schönau u. A. waren ihm angehörig. Seinen neuen Landsleuten, den Sachsen, wußte er so fein zu schmeicheln, und so gründlich zu sagen, warum selbst aufs unpartheiischste betrachtet ihrem Meissen ein so großer Vorzug gebühre! Man solle ihm doch einen Landstrich in Deutschland von ähnlicher Größe sa-

sagen, worin wie hier ein Duzend Residenzen, ein Duzend andere große Städte, vier Universitäten, viele Gymnasien und Fürstenschulen, unzählige wohlbestellte Stadtschulen, so viele Druckereien, Buchhandlungen und Bücher seien, wo so viele selbst unstudirte Leute, Handwerker, Landleute, Weiber läsen, und wo man sich bis in die untersten Schulen deutscher Bücher bediene! So kam es denn, daß alle Polyhistoren wie Müldener (Geander) und Justi, alle Rectoren und Magister in Zwickau, in Zittau, in Halberstadt u. s., alle schöngeistigen Professoren in Leipzig (wie der berufene Schwabe), in Halle, besonders in Wittenberg, wo Triller, Bärmann, Lichtwer, Titius u. A. beisammen waren, auf seiner Seite standen. Was die Schlesier betrifft, so posaunte Gottsched Opizens Lob und Lehre; er war auch in seiner verständigen prosaischen Poeterei, die sich, wie auch sein Haß gegen die Oper, von seiner durchaus unmusikalischen Natur herschreibt, ganz Opizens Nachhall; er feierte 1739 das Todesjahr Opizens mit einer Rede und ließ Lindnern sein Leben schreiben. Dieser mit der ganzen Hirschberger Schule schwur zu seiner Fahne, denn wer sollte auch die bändereichen Gelegenheitspoeten Stöckel und Hanke, Kranz und Stiefe, Tralles und Pantke u. A. preisen, wenn es nicht Gottsched that? Mit diesem großen nordöstlichen Bunde unterwarf er sich eine Weile den ganzen Süden und regte ihn auf zu neuer Theilnahme, wie einst Opiz den Norden, aber darin ward er ihm leider ungleich, daß später die ganze Herrlichkeit für ihn verloren ging. Er hatte seine Hofdichter, wie Schwarze und Casparson in der Pfalz und in Kassel, er hatte seine Schulpoeten wie die Will, Richter, Haug in Altdorf, Göttingen und Schwaben; bis nach Petersburg und Moskau hin, wie einst bei Opiz der Fall war, trugen seine Freunde Lotter und Kellner seinen Namen, und so huldigten ihm anfangs natürlich auch die Schweizer, und in Hamburg hatte er an den Weichmann, Dreyer u. A. eine Partei.

Was wäre diesem Manne in seiner guten Zeit unmöglich gewesen? Er hatte schon ganz frühe seine Kräfte an wirklich großen Aufgaben geprüft und es war ihm gelungen; woran sollte er verzweifeln? Jenes Verdienst, dessen er sich gern am meisten rühmte, haben wir noch gar nicht erwähnt, und wir wollen es auch an diesem Orte gerade nur so weit anführen, um seine persönlichen Einflüsse zu bezeichnen. Gleich bei seiner Ankunft in Leipzig machte er einen Versuch auf das Theater. Er schlug der gerade anwesenden Truppe vor, Gryphische Stücke zu geben, und bot ihr ein überseztes französisches Stück an. Er ward abgewiesen. Allein er ließ sich nicht irren und übersezte mit seiner Frau

eine Masse Stücke, griff die deutsche Bühne an, die Possenspiele und Opern, und wies auf französische Muster und Geschmack. Bald darauf kam die Neuber'sche Truppe nach Leipzig und diese gewann Gottsched zu einem Versuch mit regelmäßigen Stücken. Sie spielte 1728 den *Regulus* von Pradon. Die hergebrachten Staatsactionen voll Schwulst und Schmutz, die Lustspiele voll Pöbelwitz, die Opern, die so herabgekommen waren, wie wir früher ausführten, mußten nicht so schwer zu verdrängen sein; man schonte sie auch; und die Neuheit und Pracht der reformirten Bühne gewann. Stück auf Stück ward jetzt übersezt und aufgeführt. Noch fehlten ihm deutsche Originale, oder wenigstens beachtete sie Gottsched gerade so wenig, wie einst Opitz die neben ihm erschienenen regelrechten Gedichte. Er trat 1731 mit seinem *Cato* hervor, der bis nach Frankreich hin sogleich ausposaunt und überall gegeben ward. Wie er sich später im Eifer gegen Klopstock's Hexameter die Miene gab, Er habe mit einer kleinen Probe zu dem Mißbrauch mit diesem Versmaaße den unschuldigen Anlaß gegeben; wie er das Ansehen nahm, die anakreontische Dichtung, die die Nürnberger schon im 17. Jahrh. betrieben, sei von ihm ausgegangen; wie er sich rühmte zuerst die Kritik zu einer Wissenschaft erhoben, zuerst die wahren Schönheiten der Alten in Poesie und Beredsamkeit enthüllt zu haben, so wies er nachher auch immer mit Stolz darauf hin, daß sein *Cato* diese Art von tragischer Dichtung in Deutschland rege gemacht. So also überflügelten nun allmählig die Schauspiele die Opern, es gelang sogar, den *Harlekin* 1737 feierlich vom Theater zu verbannen, welches selbst, wie man richtig scherzte, die größte *Harlekinade* war; und in einer Stelle des nöthigen Vorraths s. a. 1741 scheint Gottsched auch zu hoffen, daß die Opern in Deutschland gar nicht mehr wiederkommen würden. Mit den Wirkungen auf Dresden allein, auf die es wohl am vorzüglichsten abgesehen war, mußte Gottsched unzufrieden sein; dort fuhr man noch lange fort, auf Ballette und Tänzerinnen unsinnige Summen zu verschwenden.

Dies also ist das allgemeine Bild des Mannes, gegen den sich die Züricher anfangen aufzulehnen. Natur und Verhältnisse in dem Züricher Kreise waren so verschieden von den Leipzigern, daß, wenn man vollends die unmerkliche Steigerung der Spannungen zwischen den anfangs befreundeten Zirkeln hinzunimmt, der große Bruch, der am Ende erfolgte, wohl voraussehen war. Die Seele des Züricher Kreises war Joh. Jac. Bodmer (1698—1783) von Anfang an und blieb es bis an das Ende seines langen, von einer unermüdlchen und ungeduldrigen Thä-

tigkeit bewegten Lebens. Er war so weit entfernt von dem Schulwesen und der Schulgelehrsamkeit Gottsched's, daß er vielmehr schon in seinen Jugendneigungen auf dilettantisches Naschen gestellt erscheint, sich von Romanen und Abenteuern bis zur Manie fesseln ließ, während er der Wissenschaft den Rücken kehrte, der er bestimmt war, so daß er auch zum Kaufmannstande überging und nach Italien in die Lehre geschickt ward, in der er sich aber eben so untauglich erwies. Seit 1720 zog er sich in sein Haus und in ein Amt zurück, das ihm gestattete, seinen Gedanken ganz nachzuhängen. Hielt ihn schon dies von allem Schultone frei und von aller vorherbestimmten Richtung, so noch mehr die literarischen Verhältnisse in der Schweiz. Man war selbst in Zürich der französischen und deutschen Literatur gleichmäßig nah oder fremd, und es war nur ein Zufall, daß Bodmer, der französisch und italienisch dichtete und in Zürich selbst fortwährend Umgang mit Italienern hatte, sich auf die deutsche Literatur und Dichtung warf. In Bodmer's Jugend war Bayle in Zürich so unbekannt wie Leibniz und Wolf, und diesen Schulen zu verfallen, war also gleichfalls keine Gefahr. Aufgeklärte Denker in Wissenschaft und Religion, wie Scheuchzer, König, Wägelin u. A. hatten in Zürich, Bern, St. Gallen noch Verfolgungen zu erdulden; und der trübe Zustand der Bildung mußte es auch veranlassen, daß so viele und gerade so ausgezeichnete Schweizer wie Zimmermann, Sulzer, Chr. H. Müller, Haller u. A. nach Deutschland gingen, unter denen jedoch verhältnismäßig wenige Züricher waren. Erprobte sich nämlich hier auch literarisch der Wanderungszug der Schweizer, so bildete sich dagegen Zürich zu der Stätte, von der aus nachher die schweizer Literatur durchaus ihren eigenthümlichen Nationalcharakter annahm. Hier bildete sich ein Klub, in dem sich die feinsten Schattirungen der allgemeinen deutschen Literatur im Laufe der Zeiten abbildeten. Fehlte es dieser Vereinigung, die mit dem Kränzchen, aus dem die Discurse der Maler ausgingen, begann und mit der Helvetischen Gesellschaft endete, an jener Grundlage literarischer Verbindungen, die man in Sachsen voraus hatte, so ersetzte sich der Mangel an jenem Halte, den dergleichen ertheilen konnte, reichlich durch die patriotische Einheit und ganz besonders durch die Bedeutung, die sich diese literarischen Vereine innerhalb ihrer Republik zu geben suchten. Die bedeutendsten Staatsmänner waren immer in ihrem Interesse. So rühmte sich Bodmer in seinem Schwanengesang, daß er mit dem zu früh gestorbenen Wyß, mit dem großen Heidegger, der in den Rath und die Diäten des Cantons die Einsicht gebracht, die ihm der Heimischen Liebe verdient, mit Zellweger,

den Eifer um die Wohlfahrt des Landes fast aufs Schaffot gebracht, gefessen und der Etikette der Großen und der Dunse gelacht habe. So war Hans Kaspar Hirzel (1725—1803) Bodmer'n ganz ergeben, der in seiner Korrespondenz Zürich mit allen deutschen Gelehrten in Verbindung brachte, und in seinen Schriften und Werken unter den gemeinnützigsten Patrioten von Zürich steht. Als Heinse von seiner italienischen Reise nach Zürich kam, fand er es dort von Literaten wimmeln; er wollte wissen, daß man 800 zählte, die etwas hätten drucken lassen. Damals waren schon große Spaltungen eingerissen, die Einzelnen und die Gesellschaften hatten oft schon keine rechten Zwecke mehr, aber doch drang sich Heinse die richtige Bemerkung auf, daß sie Alle zusammen gewissermaßen die Seele in ihrem Staatskörper darzustellen und ihre Bildungsvorzüge politisch geltend zu machen suchten. Wenn dies das eigenthümliche, nicht selten übertriebene und verzerrte Selbstgefühl erklärt, mit dem weiterhin die Bodmer, Lavater, Füssli u. A. auftraten, so erklärte es sich auch schon früher durch die Natur der Leute. Bodmer war von erstaunlich bewegter Anlage, vielgeschäftig im größten Sinne des Wortes, ein Enthusiast, eine lebendige Chronik der deutschen Literatur. Göthe und Heinse haben ihn ein Kind genannt; dies kann den Sinn haben, daß er wie ein Kind erreglich, aufnehmend, stets lernend, eitel, verliebt in seine Arbeiten und seinen Ruhm war. In Einem Worte läßt sich dieser Charakter feststellen: er hatte die Unbekümmertheit und Selbstgefälligkeit eines anfangs von bloßem Thätigkeitsriebe bestimmten, dann von übertriebenem Lobe verwöhnten Kindes, das hierdurch zu seiner natürlichen Gutartigkeit einige Reizbarkeit und selbst keine Bosheit annimmt. So arbeitete und dichtete er bis an sein Ende in sorgloser Vergnüglichkeit für sich und für seine Freunde, und ließ wie Gleim Vieles bloß als Manuscript drucken; so kritisirte er und verfolgte seine Gegner mit oft sorglos gewählten Mitteln, Er, der so streng rechtschaffen und religiös sein wollte; er bot aber auch eben so sorglos die Hand zum Druck einer scharfen Kritik seines Noah. Er war verbittert gegen Lessing, der ihm gelegentlich seinen Platz nicht hoch über Gottsched anwies, aber er nimmt ihn ein andermal auch eben so aufrichtig gegen unbillige Angriffe von Dusch in Schutz. Diese Unbekümmertheit gab ihm das zuversichtliche Wesen, seine natürlich Freiheit gab ihm das Talent zu scherzen und sich zu verwandeln, womit er nachher, wie man gesagt hat, alle Lacher auf seine Seite und gegen Gottsched wandte, der in der hölzernen Gravität eines Pedanten weder Scherz zu machen noch zu tragen verstand. Mit witzigen Köpfen steht man Bodmer'n in seinem frühesten

Briefwechsel zuerst verbunden, mit Hagedorn, Kenner, Viscow, König, besonders mit dem unfeinen Kost, der nicht wenig zu hegen und das Feuer zu schüren verstand. In Zürich selbst stand er am frühesten mit Waser, der nicht nur Swift (1756) übersezte, sondern auch Swiftischen Charakters war, und dann mit J. J. Breitinger (1701—76), der in seinen theologischen wie in seinen kritischen Schriften geordnet, voll Gelehrsamkeit, weit gemessener und einsichtsvoller als Bodmer, und auch darin viel klüger war, daß er sich bei seinem kritischen Vermögen begnügte und sich nicht ein poetisches antäuschte. Auch ihn fand Kleist, als er 1752 die Züricher besuchte, als einen Weltmann und Erpolitikus, und seine einfache Schilderung jenes Kreises zeichnet sprechend den vergnügten und selbstgefühligen Ton dieser Leute, die er genievollte Männer nennt, und lauter lustige und witzige Schelme.

Bodmer lernte um 1719 den englischen Zuschauer von Addison und den Dpiz zugleich kennen; dies bestimmte ihn mit Breitinger, Zellweger, H. und J. Meister, Keller von Maur u. A. in eine Gesellschaft zusammenzutreten, aus denen die Discurse der Maler 1721—22 hervorgingen. Wie bedeutungslos die englische Wochenschrift ist, die ihren ungeheuren Beifall und Absatz in England nur der goldnen Mittelmäßigkeit, der Kunst zu laviren, der bequemen Tugendhaftigkeit, die sie predigte, zu danken hatte, so muß man ja nicht glauben, daß diese Discurse ihr im geringsten zu vergleichen wären. Sie sind in ihrer ersten Gestalt kaum etwas besser als der Hamburger Patriot und ähnliche Blätter, gegen die sie auftraten; es sind noch immer solche Discurse und Abhandlungen in der alten Schupp'schen Art, und man konnte nicht ahnen, daß das Bißchen poetische Kritik gegen Lohenstein, gegen den Reim u. dgl., das sich zwischen den moralischen Aufsätzen versteckte, den Samen zu aller ächten Kritik in Deutschland streuen würde. Von 94 Blättern gehören 46 auf Bodmer's Antheil allein. Gottsched selbst mußte es gestehen, daß ihn diese Wochenschrift auf den Gedanken gebracht, die Dichtung kritisch zu betrachten. Man hat bisher nur jene alten Poetiken, die Dpiz aufgebracht, oder jene poetischen Kritiken in den Satiren der Ganiz, Neukirch und so vieler Anderer, oder in den Epigrammen und Noten des Bernicke. Jetzt sollte sich die Kritik als Wissenschaft aufpflanzen, und eben hier fragte sich's, ob sie in Leipzig oder Zürich ihren Siz haben sollte. Die Schweizer richteten ganz ihre Waffen mit richtigem Takte auf das rechte Nest der elenden Schriftstellerei, auf die Wochenschriften und Zeitungen, in denen der Ueberrest der barbarischen Satiriker und Romanschmiede ihr Wesen trieben. So

griffen sie den Leipziger Diogenes, den Hamburger Patrioten und auch die vernünftigen Tadlerinnen an, an denen Gottsched Theil hatte. Zur Verbreitung ihres „gestäubten Diogenes“ (1726) bot er selbst die Hand, aber ihre „Anklagung des verderbten Geschmacks“¹⁶⁾ passirte in Leipzig Gottsched's wegen nicht die Censur und konnte erst später in Zürich herauskommen. Schon hier zeigten sie, daß sie die englischen Kritiker mit Nachdenken lasen; ja veranlaßt durch den Spectator, der in England eine Theorie der schönen Wissenschaften vermischte, dachten sie schon damals auf ein allgemeines Werk über die Beredsamkeit und schrieben von dem Einflusse der Einbildungskraft zu Ausbesserung des Geschmacks. Seit lange hörte man hier einen verlorenen Begriff wieder, der selbst bei Gottsched, wenn man auf die Sache und nicht auf das Wort sieht, völlig mangelt. Hagedorn's und Haller's Gedichte erschienen; sie konnten beide, besonders die von der Schweiz ausgehenden, unsere Kritiker nur ermuntern. Hier trat ein anderer Bundesgenosse zu, der von englischen Dichtern seinen poetischen Geschmack herleitete. 1732 gab Bodmer seinen schon 1724 übersetzten Milton heraus, auch ihn hatte Addison veranlaßt, der in England Milton erst zu seinem Ruhme half. Dies war ein erstaunlich wichtiger Schritt in der Geschichte unserer Literatur. Damals billigte Gottsched, dem Bodmer seine Arbeit zusandte, diese Uebersetzung in seinen kritischen Beiträgen, obwohl er schon über die reimlosen Verse, den Gegenstand (Fall des Menschengeschlechtes) und den Helden (Satan) im Milton spottet und einen höhnischen Auszug aus den zwei ersten Büchern gibt. Nachher entbrannte der heftigste Kampf gerade über diesen Dichter, denn an ihm hing Bodmer schon vor Klopstock mit schwärmerischem Eifer; schon 1720 hatte er den Anfang zu einem Gedichte von der Schöpfung gemacht und der Plan zu seiner Noachide ist älter als der Messias¹⁷⁾. Man sieht also wie stufenmäßig und allgemein der Geist in der Zeit wuchs, aus dem Klopstock hervorging, dem sich Gottsched unverständig widersetzte. Denn hier erlitt er mit der Zeit die allerempfindlichsten Schläge, hier feierten die Schweizer ihre höchsten Triumphe. Als Gottsched zuversichtlich verkündigte, dieser Milton'sche Geschmack werde sich in Deutschland nicht ausbreiten, erschien Klopstock und riß die

16) Es kann unmöglich unsre Absicht sein, alle die Schriften und Schriftchen, die von diesen Kreisen ausgingen, nur aufzuzählen, geschweige zu beurtheilen; die bloßen Listen würden viel zu viel Raum wegnehmen. Wir begnügen uns hernach die beiden Poetiken von Breitinger und Gottsched herauszuheben und daran die Hauptpunkte der Verschiedenheit und des Streits anzuknüpfen.

17) Dies sieht man aus Bodmer's kritischen Briefen 1746.

ganze bisherige Poesie aus allen ihren Fugen! während Gottsched Milton auf's lächerlichste herabsetzte, erlebte er stets neue Ausgaben! Ein Engländer Lowder hatte in einem besonderen Buche Milton der unverschämtesten Plagiate mit ausführlicher Angabe der Stellen beschuldigt, mit Triumph gab Gottsched im Neuesten 1752 breite Auszüge daraus, als ihm plötzlich Bodmer eine Gegenschrift von John Douglas vorhielt, die schon 2 Jahre vorher 1750 aufgedeckt hatte, daß diese Stellen von Lowder ganz unverschämt erfunden und erlogen waren!! Hier also ging Bodmer mit der öffentlichen Stimmung sicherer fort und wußte mit weit feinerem Geschmack die Dichter der Zeit zu schildern und zu schätzen. Seine eigenen Gedichte (1746) vor Klopstock sind nicht eben viel besser, als die Gottsched'schen, unter ihnen ist aber eines über den Charakter der deutschen Dichter, das er schon 1738 in Gottsched's Beiträge rücken ließ, und welches wir früherhin mehrfach stellenweise benutzt haben, weil die Dichter des 17. Jahrh's. darin zum Theil vortrefflich gezeichnet werden. So ist auch das, was er über Brokes sagt, und dann der historische Takt, mit dem er die Heräus, Besser, König, Pietsch zu Gottsched gruppiert, eben so vortrefflich, wie die Zusammenstellung und Charakteristik der Drollinger, Haller und Hagedorn, und der Scharfblick, mit dem er diese über den Troß der übrigen Poeten hervorhebt, zu einer Zeit, als sehr wenige Andere noch diese Einsicht mit ihm theilten. Immer noch suchte man in dieser Zeit auf beiden Seiten den Ton der Unparteilichkeit zu halten. Bodmer lobte Gottscheden in dem erwähnten Gedichte noch aufrichtig¹⁸⁾, aber Gottscheden wurde es immer schwerer sein Stacheln zu lassen. Er beklagte sich, daß die Schweizer seine Sprachausstellungen empfindlicher aufnahmen als die Niedersachsen; er lobte zwar Bodmer's Briefwechsel mit Conti über die Natur des poetischen Geschmacks (1736), aber zugleich stellte er sie als eine Ausführung des dritten Kapitels seiner Dichtkunst hin. Er zeigte Bodmer's Uebersetzung des Hudibras (1717) an, allein er fügte eine Probe in altfränkischen Knittelversen bei und meint darin würde er sich besser ausnehmen. So

18) Die Stelle ist oft angeführt:

Mit ihnen (Pietsch u. s. w.) im Begleit seh' ich auch Gottsched gehen,
Der mir nicht kleine deucht und nicht darf schamroth stehen,
wenn er bei ihnen sitzt, wiewohl er sie verehrt u. s. w.

In späteren Ausgaben lautete dies:

Mit ihnen seh' ich auch den stolzen Gottsched gehen,
Der doch weit kleiner ist und schamroth scheint zu stehen,
Da er bei denen ist, die er doch nur entehrt u. s. w.

viel Kritikelei mochte die Schweizer endlich verdrießen, die in der That bisher den Leipziger Schulherrn sehr ordentlich behandelt hatten und dazu kam denn in den 30er Jahren eine weitere Erscheinung, die sie vollends zu einem anderen Tone bestimmte.

In den 30er Jahren nämlich schrieb Chr. L. Liscow¹⁹⁾ (aus Wittenburg im Mecklenburgischen 1701—60), der eigentlich in prosaischer Rede das erste Licht eines neuen Tages verkündete. Liscow lebte während der Zeit seiner ersten satirischen Fehden mit Sievers und Philippi 1732—34 in Lübeck, dann um 1734—35 als Privatsekretär eines Geheimenraths Clausenheim bald in Hamburg, bald auf einem Gute desselben in Mecklenburg. Dann trat er in Dienste jenes Herzogs Karl Leopold von Schwerin, der übel bekannt ist durch seinen Streit mit den Ständen und seine Austreibung in Folge kaiserlicher Execution. Liscow sollte in Paris die Vermittlung Frankreichs für des Herzogs Herstellung suchen, er fiel aber, weil er grade und ehrlich war, in dessen Ungnade, und schied 1737 in einer ehrenhaften Erklärung (von Hamburg aus) aus seinen Diensten. Er wurde dann Privatsecretär des Geh. Rath Blome in Preez und erst später wanderte er nach Preußen und Sachsen über. In seinen literarischen Beziehungen kann er in den Hamburgischen Kreis gestellt werden, wo ein Bruder von ihm eine Zeit lang den Hamburger Korrespondenten leitete, der neben den Schweizern zuerst gegen die Leipziger auftrat. Er war befreundet mit Hagedorn²⁰⁾; 1729 hatte ihn auch Gottsched kennen lernen und blieb einige Zeit mit ihm im Verkehr; erst als Liscow nach Dresden überging, kam er in Verbindung mit dessen Gegnern Rost und König, und durch diese mittelbar mit Bodmer. Wir lernen in ihm eine jener kräftigen Naturen kennen, in denen die Kenntniß englischer und klassischer Schriften, bei ihm besonders des Swift und Cicero, ganz anders wirkte, als bei Gottsched und seiner Schule. Betrachtet man nämlich die Schreibart dieser verschiedenen Provinzialen und besonders ihre Uebersetzungen, so findet man, daß Gottsched zwar gegen die falsche Erhabenheit des Lohenstein und die platte Gemeinheit des Weise sich erklärt, so wie er mit Swift's Antilogin, den sein Schüler Schwabe übersezte, gegen den Schwulst

19) Schriften, hrsg. v. Mächler 1806. 3 Bde. Vgl. Gelbig, Chr. L. Liscow; Leipzig 1844, und die ergänzende Arbeit von Lisch, Liscow's Leben. Schwerin 1845; beide Verfasser haben über die Lebensverhältnisse dieses Mannes ganz neues Licht verbreitet.

20) Dieser singt ihm zu:

Dein glücklicher Verstand durchdringt in edler Eile
Den Nebel grauer Vorurtheile,
Des schulgelehrten Pöbels Nacht.

wie gegen das *βαρος* in der Schreibart eifert, allein er geht in einer kalten Mitte zwischen beiden Gegensätzen so durch, daß er gleichsam beide Fehler vereint, wie sich denn Lessing mit Recht über die Gemeinheiten und sein sollenden Natürlichkeiten in seiner und selbst seiner Frau Uebersetzungen, andere dagegen mit gleichem Recht über die steife Würde seiner Prose beschwerten; von seiner Poesie gar nicht zu reden, in der er noch ganz wie Weise die Wort- und Satzfügung der ungebundenen Rede verlangt. Den Uebersetzungen Gottsched's und seiner Schüler, besonders der Aeneide von Schwarze, dem Stichblatt des Wises der Züricher, werfen diese vollkommen richtig vor, daß sie sämtlich gottschedistren, daß sie die Alten reden ließen wie sie in Leipzig Anno 1730 geredet haben würden und insofern Schönheiten darin enthüllten, die vorher nicht gesehen und erhört waren. Bodmer strebt offenbar wenigstens nach einer Verwandlung vor dem Gegenstand, welche Gabe er in Dypsen schon rühmend entdeckte. Es wäre ihm auch sonst nicht möglich gewesen, später solche Massen poetischer Nachahmungen zu liefern; und ob ich gleich seine Uebersetzungen nicht rühmen will, so muß ich doch erinnern, daß Männer wie Herder darin Stärke und Einfalt stellenweise vortrefflich fanden und daß in Weimar s. J. nur eine Stimme darüber war, Bodmer's Homer selbst dem der Stolberge vorzuziehen. Ermüdet von Gottsched's Ausstellungen an ihrer Mundart kamen die Züricher zuletzt dahin, daß sie geradezu den Gebrauch von Provinzialismen rechtfertigten, den Weg also einschlugen, den nachher Lessing betrat, um Natur in unsere von einer Seite her latinisirte Sprache zurückzubringen, und daß sie umgekehrt ebenso die Nachahmung fremder Satzverbindungen und Wortbildungen²¹⁾ verteidigten, die unserm Sprachgenius angemessen waren, um in unsere von einer andern Seite her durch den herkömmlichen Kuriastyl festgefrorene Sprache Bewegung und Mannichfaltigkeit zu bringen. Das Gleiche geschah in Niedersachsen, wo zuerst Joh. Ad. Hoff-

21) Wie eigenfönnig Gottsched jedem neuen Ausdruck entgegen war, und was für unbedeutende Wörter ihn ärgerten in dem Stil der Klopstockianer, liegt in einer Stelle im Neuesten, X. p. 156, wo er eine Dichteriy dieses Schlags zu tabeln hat. Die Brunksprache der neuen Poeten, das Jauchzen; das ewige Schaffen, das Entlocken, Schmecken und Fühlen, die Sympathieen, der Seraph, der Busen, das Zuweisen, die Melancholie, das Aufwallen, das Große, die Sphären, die Scenen, die Majestät, das Schöpferische, die heilige Feier, unbewußt, Phantasse, unentwickelt, die Mitternacht, das Jugendliche, das Umgaukeln, das Malerische, besonders das Lächeln — Alles das ist ihm nicht recht. So erklärte er bildliche Redensarten wie: der Hundstern köcht die Saat u. dergl. für Barbarismen, die Niemand verstehe!

mann († 1731) den Unwillen der Meißner dadurch erregte, daß er aus dem Englischen den Gebrauch des vorgeschlagenen Genitivs und des Partizips der Vergangenheit einführte, und die weitschweifigen Relativsätze beseitigte, keineswegs mit Billigung unsers auf Feierlichkeit haltenden Gottsched. Hoffmann war ein Mitglied der patriotischen Gesellschaft in Hamburg, ein ganz eigenthümlicher Mann, der die anfangende Bewegung in der deutschen Literatur in Leben und Schriften darstellen kann, Theolog, Sprachkundiger, Antiquar, Juwelenhändler, als Uebersetzer aus dem Englischen ein Vorläufer von Ebert und Bode, als Stilist von Liscow, denn er hatte aus neuen und alten Sprachen seinen Stil einen ganz eignen und neuen Charakter gegeben, und seine 2 Bücher der Zufriedenheit wurden mit Begierde gelesen und zwischen 1722—38 siebenmal aufgelegt. Alles dies überflügelte Liscow in seiner merkwürdigen Schreibart, die zwar nach französischer Art correct, phantasielos, aber eigenthümlich rein und fest ist, und die Lessing ungefähr ebenso vorbergeht wie Drollinger dem Klopstock. Liscow ist der erste Mann, der über schlechte Schreiber bei uns spottet, ohne, nach dem strengsten Maße gemessen, selbst einer zu sein, der in seinen Schriften so als ein Schlußstein der nordischen Satiren des 17. Jahrhunderts erscheint, wie Rabener auf der Höhe des viel niedrigeren sächsischen Humors steht. Wenn er diesen letzteren an Männlichkeit, Muth, Gediegenheit, Gesinnung und Schreibart weit übertrifft, so ist es doch natürlich, daß dies nur von dem gebildetsten Theil des Volkes anerkannt werden konnte, denn seine Werke zu lesen verlangt hie und da Kopf. Dies würde, wenn es ausgemacht wäre daß Liscow ihr Verfasser sei, am meisten in der Schrift über die Unnöthigkeit guter Werke²²⁾ zur Seligkeit (1730) der Fall sein, der merkwürdigsten Urkunde, um die damalige Verbindung unserer Freidenker mit den Pietisten zu belegen. Hat dieses Werkchen einen andern Verfasser, so macht dieser das Primat der ironischen Schreibart nach Zeit und Werth unserm Liscow streitig. Der dürre Verstand, der hier mit einer merkwürdigen Schärfe an die Dinge gelegt wird, über die die geistliche Salbung gern wegschlüpft, macht eine vielleicht nur zu grelle Wirkung; die grundtiefse Ironie ist vielleicht nie so weit getrieben worden. Denn man könnte sich gewiß hier die allerstärksten Waffen zur ernstern Vertheidigung der rechtgläubigen Lehre herholen, so gründlich maskirt führt der Ver-

22) In der Originalausgabe von Liscow's Schriften, Frankfurt und Leipzig 1739, findet sich diese Schrift nicht. Aus diesen und andern Umständen zweifelt man, daß sie von L. sei.

fasser auf das Glatteis, auf dem vielleicht noch mancher heutige Theolog straucheln würde. Kein Wunder, daß sich Liscow zu beklagen hatte, er habe in Deutschland für seine hochgetriebene Ironie, die in seinen unbestrittenen Schriften sehr ähnlicher Art ist, nicht die rechte Hartigkeit und Biegsamkeit des Verstandes gefunden, die in lateinischen Köpfen durch die lächerliche Schulgravität erstickt werde. Er fühlte ganz die schwierige Stellung eines Satirikers in einer Nation, die für den Scherz blind ist, die lieber Budrians Kreuzschule liest, als eine Satire, die jeden Kritiker einen Pasquillanten nennt und jeden Scherz bei der Obzigkeit verklagt. Er ward noch ein Opfer dieses Volks- und Zeitgeistes, indem er 1750 seine Stelle in Dresden verlor²³⁾, weil er es durch einige freie, und offen bekannte Aeußerungen mit dem Grafen Brühl verdorben hatte, der doch niederträchtig genug war mit dem gemeinen Rost in die gemeinsten Rabalen gegen Gottsched einzugehen, eben mit jenem Rost, der damals auch den Satiriker spielte, und dem Liscow noch zu schläfrig großmüthig war²⁴⁾! Großmüthig war er freilich, besonders gegen Rost gehalten, aber nicht schläfrig. Er ist zwar nicht ganz frei von dem Unwohlthuenden, das ein Charakter mit sich bringt, der alle Dinge nur von der lächerlichen Seite ansehen kann, worin er Wernicke sehr ähnlich erscheint, aber er ist dabei gelassen, unpartheilich und gerecht. In ihm geht gleichsam jenes hartherzige, grobe, unfein fühlende Geschlecht des 17. Jahrhunderts zu Ende, aus dem wir, durch die empfindsame Stimmung der Zeit gehoben, durch die Schriften der Brockes, Gellert, Klopstock hingerissen, jetzt heraustreten. Noch Eine kleine jener moralischen Unfeinheiten, die wir in dem Rost und Wernicke, und noch in Rost und Bodmer entdecken, finden wir auch bei Liscow; er hatte sich über den Magister Sievers lustig gemacht und diese Schrift dann in einer nachfolgenden auf Rechnung eines armen Kandidaten Backmeister in Lübeck geschoben. Freilich scheint dies ein blödsinniger Mensch gewesen zu sein; die Ironie war also handgreiflich; dennoch bat sie Liscow nachher öffentlich ab! Und ein eben so schöner Zug ist es, daß er seinen Satiren gegen Philippi Gehalt that, als dieser in Unglück gerieth, so daß man ohne Sünde nicht weiter über ihn spotten dürfte. Was er früher gegen diesen und Andere schrieb, bereute er nicht, und sonst hatte er nichts zu

23) Aber ohne im Gefängniß zu bleiben; was jetzt durch Helbig's verdienstlichen Beitrag berichtigt ist.

24) S. in Ständlin's Briefen berühmter Deutscher an Bodmer 1794, in einem Briefe vom April 1744.

berauen. Schläfrigkeit am wenigsten, dies Zeugniß hat ihm auch Bodmer, Rabener entgegenstellend, vortrefflich gegeben²⁵⁾. Er wollte nicht einsehen, daß ihn die christliche Liebe verbände, über öffentliche Thorheiten das Lachen zu halten, er sagte sich von der Schwerfälligkeit der Asketen und Pedanten, dem närrischen Ernste und steifen Anstande der deutschen Gelehrten und Sittenprediger mit dreister Reckheit los, er zeigte dem finsternen Volke die Stirne, das zum Lachen spricht: du bist toll, und zur Freude: was machst du? Er stellt einen Kanon kritischer Freiheit auf, der durchaus Lessing so wohl thun mußte wie Klopstocken Drolsinger's Palmen-Begeisterung, er geht gegen die Einmischung der Obzibrigkeit in literarische Fehden an, und nimmt eine republikanische Freiheit der Gelehrtenwelt in Anspruch, nicht allein thatsächlich durch seine Schriften, sondern auch theoretisch, und eben dies wirkte auf die republikanischen Schweizer wie ein elektrischer Schlag. Wie er sich dieser Freiheit gegen die Theologen bedient hatte, so bediente er sich ihrer gegen die schlechten Scribenten, und hier geht er uns näher an. Hier stehen die Namen Sievers, Philippi, Radigast u. A. neben den alterbekanntem Hunold, Hübener und Aehnlichen in seinen Schriften als Vertreter jener ganzen Klasse von Curiositätenkrämern, die noch aus dem vorigen Jahrhundert übrig waren, und die in den elenden Wochenschriften ihr Unwesen trieben. So war Sievers Hauptmitarbeiter an dem Patriot, Philippi gab 1734 in Göttingen einen Freidenker heraus, Beide haben sich durch Poesieen und Reden in jenem barbarischen Stile der Menantes u. s. w. noch so spät verewigen wollen. Viscow meinte gar nicht, daß solche Leute das Recht zu existiren hätten. Und er hat ganz Recht; denn wenn man einmal solche Schreiber hat, wie Viscow, so ist die Unterdrückung solcher anderer, wie Sievers und Philippi, Pflicht. Wer nicht die bodenlose Erbärmlichkeit und Barbarei jener Wochenschriften oder eines Gundling u. dergl. kennen gelernt hat, der kann eigentlich nicht urtheilen, wie hoch Viscow dasteht, und was er eigentlich mit der Bitterkeit will, mit der er in seiner bekannten Schrift über die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten (1734 und verbessert 1736)

25) In seinem Schwanengesang „Bodmer nicht verkannt“ am Ende eben dieser Briefsammlung mahnt er die Deutschen Viscow's Satire nicht zu verwerfen; es schade nicht, daß sie persönlich, wenn sie nur gerecht sei:

Viscow hätte der Habichte Schnäbel und Fittiche beschnitten,
 ehe sie flück geworden und Hafen den Klauen gewachsen;
 Rabner, von sanftem Gemüth, verfolgte nur Elstern und Hähne,
 ohne Kühnheit, die Vögel von zackigten Schnäbeln zu jagen!

diese und ähnliche Autoren angreift, die wahrlich nur deshalb ihr Dasein zu haben schienen, damit sie Liscow verewigen sollte. Denn er scherzte ganz richtig, obgleich die Esel zur Musik ungeschickt seien, so mache man doch aus ihren Knochen die schönsten Flöten, und so gäben die elenden Schriften Anlaß zu sinnreichen Widerlegungen und Spottgeschichten.

Liscow hatte in dieser Schrift Gottsched nicht genannt, er hatte vielmehr gelegentlich von dessen Charakter mit Vertrauen gesprochen, der ihm verdächtigt ward. Allein die Schweizer ließen seine Schrift nachdrucken und setzten Gottsched zu den angegriffenen elenden Scribenten hinzu. Wie wenig Liscow übrigens darüber böse war, geht aus seiner späteren Vorrede zur Uebersetzung des Longin von Heinecke hervor, wo er erklärte, wie nachher auch Lessing, daß Gottsched in der That die Ehre des deutschen Wises schlecht behauptete und klug thäte sich bei Zeiten zurückzuziehen. Breitinger sei Gottscheden zu hoch; seine Regeln seien leicht, ein Stümper dürfe an seinen Mustern nicht verzagen. Wenn wir übrigens vorhin von den Wirkungen Liscow's auf die Schweizer redeten, so meinten wir nicht diese Erklärung, sondern vielmehr den Ton seiner Schriften überhaupt, die er 1739 gesammelt herausgab, mit erneuter Verfechtung der satirischen Freiheiten. Ein Jahr darauf rückten die Züricher mit ihrem groben Geschütz gegen Gottsched, und Bodmer in der Vorrede zu Breitinger's Dichtkunst erklärte ausdrücklich, daß er nun auf den endlichen Durchbruch des Geschmacks an kritischen Schriften hoffe, „seitdem der unerschrockne Liscow in der Untersuchung, ob sein Briontes (gegen Philippi) eine strafbare Schrift sei, das allgemeine Recht der Menschen (die Menschenrechte in dem literarischen Staate) so vollkommen bewiesen habe, daß die Deutschen ohne Zweifel zu diesem Geschmack nunmehr genugsam vorbereitet seien.“

Drei Werke erschienen 1740 in Zürich auf einmal: Breitinger's Abhandlung von den Gleichnissen, Bodmer's von dem Wunderbaren, Breitinger's kritische Dichtkunst, und dazu kamen 1741 Bodmer's Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter. Gottsched zeigte sie in einem verächtlichen Tone an; er nahm die kritische Dichtung schon ihrem Titel nach übel, als ob sie die seinige für unzulänglich erklärte. Wirklich ward jetzt der Gegensatz beider Theile offenbar; Gottsched's kritische Dichtkunst hatte 1737 eine neue Auflage erlebt, und wenn man beide Gegnerinnen nun verglich, so kam man auf die Gegenstände des Streits und die Gegensätze der Ansichten deutlicher hin. Ueberblickt man das Werk Breitinger's, das weit das wichtigste ist, gegen Gott-

sched's nur ganz oberflächlich, so sieht man, daß das letztere durchaus effektisch ist; der Verfasser selbst bildet sich darauf etwas ein und hält mit Kollin den Ruhm eines guten Compilators für groß genug. Breitinger ist aber Selbstdenker und wahrer kritischer Forscher. Dies zeigt schon sein gewonnener Standpunkt und der Ausgang von Vergleichung der Malerei mit der Poesie, worin auch er, wie wir von Bodmer sagten, zusammenstimmend mit den Lieblingslehren der Zeit erscheint. Schon Göthe hat angeführt, daß dieser Gesichtspunkt, den nachher Lessing's Laokoon erschütterte, in der Zeit gelegen war. Engländer, Franzosen und Italiener theoretisirten damals über die bildenden Künste; Dubos hatte Betrachtungen über Poesie und Malerei geschrieben, Dujon (von der Malerkunst der Alten) hatte beide Künste verglichen, Hurd in seinem Commentar über die Horazische Dichtung liebte sehr, von der Malerei seine Erklärungen der Dichtung herzuholen, Andreucci verglich in seiner *poesia ital.* die lyrischen Gattungen mit gewissen Malerschulen. Addison, der so viel auf die Schweizer wirkte, hatte in einzelnen Stellen seiner Reisen und Gespräche über die alten Münzen oft versucht, beide Künste zu wechselseitigen Erklärungen zu brauchen, und daraus erwuchs 1747 Spencer's *Polymetis*, der zwischen beiden Künsten unter den Alten (wie auch Webb in *Untersuchung des Schönen in der Malerei*) eine stete Wechselwirkung annahm. Breitinger, der unter poetischer Malerei allgemein die Dichtung, nicht die besondern poetischen Gemälde versteht, bleibt zwar sehr mit seiner Betrachtung auf Nebendingen und Einzelheiten hängen, so daß auch bei ihm noch die König und Brockes neben Homer zu Ehren kommen; geht man aber der ganzen Ansicht auf den Grund, so sieht man wohl, daß er bei seiner Vergleichung der beiden Künste nur auf ihre gemeinsame Wirkung auf die Phantasie abzielt. Hier liegt der allgemeinste Unterschied der Züricher und Gottsched's. Bodmer hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, als er den deutschen Dichtern Mattheit und Trockenheit vorwarf, „die sie durch ihre Philosophie und ihre Liebhaberei an Verstandeswesen sich erwarben, die die Lustbarkeiten der Einbildungskraft unterdrückte!“ Der gute Gottsched pries das aber gerade!²⁶⁾ Die Vernunft sei Gottlob geläutert bei uns! die ausschweifende Einbildungskraft sei in ihre Schranken gewiesen! das habe den Fall Lohenstein's bewirkt! es seien dauerhafte Schönheiten dafür gewonnen! Daher will er von keiner Oper und Cantate hören, „weil der Verstand dabei nichts zu denken hat.“ Daher schreiben sich die

26) Kritische Beiträge VI. p. 661.

wunderbaren poetischen Urtheile des weisen Mannes, die von einer merkwürdigen Phantasteloseigkeit zeugen! Ganz recht tadelt er das Malerische bei König, der Lakaien und Kutscher bis auf die Schnur an ihren Kleidern beschrieb, aber er tadelt auch den Schild des Achilles, und mit welchen Gründen! Der müsse so groß gewesen sein, wie der diamantene Schild der himmlischen Rüstkammer bei Tasso; die Figuren darauf bewegten sich, so daß man sie sich wie Mücken vorstellen müßte, die um den Schild schwebten! ²⁷⁾ Es ist wohl wahr, daß auch die Schweizer ihre Ansicht von der Wirkung der Einbildungskraft in der Poesie nicht streng verfolgen, auch sie sind auf sehr dürftigen Standpunkten stehen geblieben. Beide ordnen die Dichtung den Anforderungen einer grillenhaften Moral durchaus unter. Wenn Gottsched den Ausdruck schöpferische Kraft für Sünde hält, so halten dagegen die Schweizer das Reden von Verbessern und Erhöhen der menschlichen Natur durch die Künster für gottlos, beide wagen also von Kunst und Ideal noch keinen Begriff zu fassen. Aber die Züricher sind doch wenigstens auf dem Wege zu helleren Einsichten, sie streben wenigstens schon vor Klopstock mehr nach einer Poesie des Herzens als des Verstandes, während Gottsched des ganzen Empfindungswesens nach Klopstock spottet; sie vertragen wenigstens die Phantasie des Milton, Ariost und Tasso, und überall sind daher ihre Werke Schutzschriften für diese Epiker und für das Wunderbare in der Dichtung, während Gottsched sich je länger je mehr in seinen Urtheilen bloßstellte. Als der ärgste Gegenfüßler aller Romantiker wirft er die „Teufeleien des Tasso“, die „abgeschmackten Herereien des Shakespeare“, den Schwulst des Lohenstein und des Klopstock, mit dem Schauspiel von Faust und den Ritterbüchern, das Epos des Ariost und Milton mit dem Ottobert und Wittekind, mit Schönauich's Hermann und der Henriade und Pietsch's heroischen Lobgedichten Alles auf einen bunten Haufen zusammen, und eine Vorstellung von Milton rät er den Lesern sich bei einem älteren, possenhast vertriegenen Uebersetzer zu holen ²⁸⁾. Selbst mit dem Wunderbaren der Fabel kommt er nicht zu-

27) Dichtkunst hrsg. 1750 p. 202.

28) In dieser Uebersetzung, die von Haake begonnen und von G. von Berg 1682 vollendet ward, lautet z. B. der Schluß des 3. Buches so:

Endlich nun schimmert und scheint das Licht herfür,
und himmelab durchstrahlet alles tunkel
der äußern Gränz. Von dar sich Chaos in
die tief verschloß, und das irrwirgeschwärm
der Finsterniß je länger je mehr verschwand
und sich zumahl verlor ꝛc.

recht, obwohl er doch diese Gattung nicht verwerfen darf, die seine Stoppe und Triller kultivirten, von denen der Letztere äußerst scharf in der Dichtkunst Breitinger's mitgenommen war. Um sie zu retten findet er nöthig, daß man voraussetzen müsse, die Bäume und Thiere, die da reden, hätten vielleicht in einer andern Welt Verstand und Sprache!! Man sieht wohl, wie dürftig sein Wiß da wird, wo ihn sein Dacier'scher Aristoteles und sein Horaz verläßt! Eben da aber wird der Schweizer am beredtesten. In Breitinger's Dichtkunst nämlich ist außer der Bezugnahme auf die Malerei das Merkwürdigste, was er über die Fabel sagt. Auch hier ist der Gang seiner Erörterung vielleicht wunderbarlich, allein das, was er als Ergebnis eigentlich meint und nur nicht scharf auszudrücken und ins Licht zu stellen weiß, ist vortrefflich, und was er theoretisch hinwirft, wird von der ganzen Zeit ausgeübt, in der die Fabel die vertretende Gattung ist. Seine Betrachtung nimmt folgenden Gang. Der Dichter hat in seinem Geschäfte eine Wahl zu treffen. Nicht Alles in der Natur ist an Werth gleich, nicht Alles muß man schildern wollen, der Poet soll nicht allein wahr sein, sondern auch schön. Die Gegenstände der Natur nun beziehen sich auf unseren Verstand und unser Gemüth, sind lehrreich oder rührend; die Wahl von Gegenständen dieser letzten Gattung sind von sicherer Wirkung. Das Gemüth aber wird mehr gerührt von etwas Ungewohntem, der Dichter soll daher das Neue suchen, dessen höchste Potenz das Wunderbare ist. Das Neue, das Wunderbare ist also die Urquelle der poetischen Schönheit, sie entspringt aus dessen Verbindung mit dem Wahren. Daher sind die Ritterromane, in denen das Wahre fehlt, und die wissenschaftlichen Lehrgeichte, in denen das Wunderbare fehlt, falsche Dichtarten. Das Wunderbare findet sich nun in zweierlei Erdichtungen, wenn der Dichter durch die Kraft seiner Phantasie ganz neue Wesen schafft oder wirkliche Wesen zur Würde einer höheren Natur erhebt: in Allegorie und Fabel! In der Fabel ist das *utile dulci*, das Wunderbare mit dem Wahren vereint; sie hat daher die höchste Kraft der Schönheit eines Vortrages. Diese Theorie ist vielleicht noch schwächer als die Triller'sche. Allein wenn man nun sieht, wie sie in dem Begriff von Fabel alle Erfindung und Darstellung vereinen, wie sie das Epos eine ausführliche Fabel, die Fabel ein kleines episches Gedicht nennen, so wird deutlich, daß sich unsere Schweizer dieser Gattung annehmen, wie einst Harsdörfer der Allegorie, weil das schaffende Vermögen sich daran kund geben muß, daß sie mit dieser Bevorzugung der Fabel nichts sagen wollen als was vorher mit der poetischen Malerei: der Hauptgegenstand der Dichtung

nämlich müßten Handlungen sein, und wenn Begriffe, so wenigstens bildlich eingekleidete Begriffe. Und daher dringen sie ebenso wohl auf das Epos wie auf die Fabel, und die ganze Zeit bewegte sich mit ihnen diesen beiden Gattungen zunächst zu. Gottsched ruhte auf seinen Regeln der Alten und kümmerte sich um alles Werden um ihn herum, wie alle Schulpedanten thun, gar nicht. Er trägt daher auch jenes Kennzeichen, daß er Regel vor Anlage achtet, den Kunstbüchern mehr Werth zuschreibt als der Natur. Es würde ihm nicht einfallen, sagt er selbst in der Dichtkunst, daß die Griechen es so hoch gebracht, ehe sie die Regeln gefunden! sie erfanden nach ihm die Künste nicht durch die angeborne Kraft der Phantasie, sondern weil sie mit ihrer Vernunft ihren Geschmack bildeten und über Alles frei philosophirten! Wie die Wolfianer damals in alle Wissenschaften die mathematische Beweisführung trugen, so sollte es auch hier in der Poesie geschehen. Daher spotten denn die Schweizer über ihn, er habe eine Dichterzange²⁹⁾, die so oder so gestellt fähig sei, ein Heldengedicht, eine Ode, ein Drama zu erzeugen. Und wirklich spielte er hierin die Rolle der Akademie und des Französischen Hofes im goldenen Zeitalter, die sich die mangelnden Gattungen bestellten, wie ein Fabrikat; er tadelt die Breitinger'sche Dichtkunst darum, man werde aus ihr keine Ode und keine Cantate machen lernen, während die seinige Anfänger in Stand setzte, alle Gattungen auf untadeliche Art zu verfertigen!!³⁰⁾ Er betrachtet also, wie alle seine sächsischen Schulmeister, die Poesie wie eine bloße Stilübung; ihm ist daher ein Gelegenheitsgedicht so lieb wie ein Epos, während Breitinger allen lyrischen Gattungen gleichgültiger den Rücken wendet; er hat von einem freien Wachsthum einer verjüngten Poesie keine entfernteste Ahnung, so wie von dem Werth einer selbständig erneuten Kritik. Er sah nicht ein, daß sich die Einsichten der Menschen stets neu beleben müssen; ein ästhetischer Satz, den Lessing, Göthe oder Schiller frei fanden und dann in anderer Art der Auffassung bei Aristoteles bestätigt fanden, war mehr werth, als

29) S. die Satire: Denkmal der seltenen Verdienste Gottsched's zc. 1746.

30) Wer also, fügt er in der Vorrede seiner Dichtkunst von 1757 hinzu, Breitinger's Buch in der Absicht kaufen wollte, um Gedichte machen zu lernen, der werde sein Geld zu spät bereuen. Zumal es doppelt so stark, und folglich doppelt so theuer sei als seines! und dennoch führe es nur einige Kapitel der Dichtkunst aus, könne also gegen sein Werk nur die kleine genannt, die kleine Dichtkunst heißen, wie Aristoteles jene große neuere Ilias gegen Homer's die kleine genannt, doch ohne daß er sich mit Homer vergleichen wollen!! Man sieht wohl, wie dem theuern Manne kein Mittel zu niedrig ist und kein Dünkel zu hoch, um sich gegen die Schweizer zu wehren.

alle Poetiken der Scaliger, Boileau und Gottsched zusammengenommen. Dies ahnten die Schweizer wohl, sie schlugen ganz diesen Weg ein. Sie fühlen es daher nicht allein, sondern sie sagen es deutlich, der Unterschied zwischen ihnen und Gottsched liege darin, daß dieser überall auf dem Alten und Abgestorbenen, sie auf dem Neuen und Werdenen, in der Zeit ständen. Dies bezieht sich nicht allein auf seine Aristotelischen Regeln, sondern auch auf sein Verhältniß zu der älteren deutschen Poesie, die sie verachteten. Er sagte es ja deutlich, schon als Klopstock erschienen war, daß die Zeiten des Pietsch das goldene Zeitalter der deutschen Literatur seien!

Daß bei diesem ganzen Kriege nichts herauskommen würde, war bei der Schwäche der Einsichten, bei der Neuheit der Gegenstände über die sich die Kritik verbreitete, bei der Blindheit der Partheien und der Kleinlichkeit der Menschen vorauszusehen. Nichts war gut dabei, als daß sich nun Alles zur Kritik drängte, und daß, während noch lange Zürich als der Thron der Kritik betrachtet wurde und Alles auf Bodmer sah, sich Lessing bildete. Was aber innerhalb dieser streitigen Parteien geschah, war durchaus nicht auf die Dauer wichtig. Es galt nur Worte und Kleinigkeiten; was Gottsched an den Schweizer Dichtern aussetzte, was die Vertheidigung der Haller'schen Muse (1741) erwiderte, waren Alles Wortfechtereien; was die beiden Poetiken brachten, war leeres Gehäus auf der Einen Seite, und vereinzelte Bemerkungen auf der anderen. Man ging in poetischer Kritik wie in der Sprache von dem Prinzip der Korrektheit aus, und dies vorzugsweise auf Gottsched's Seite³¹⁾ Verständige Männer wie Hagedorn wandten sich daher mismutig von diesen Balgereien ab, die wir auch hier nicht im Detail verfolgen; sie fanden, daß sich beide Seiten lächerlich machten. Was das auffallendste dabei ist, so erkannten beide Parteien das, was ihr bestes Verdienst ist, nicht allein bei der anderen gar nicht, sondern auch an sich selbst am wenigsten an. Gottsched hatte das große Verdienst, daß er sich für die

31) Durch die kraftvolle und beharrliche Vertretung dieses Prinzips, findet Dantzel (obwohl er sie in demselben Athemzuge als Mißgriff und Einseitigkeit bezeichnet), habe sich Gottsched ein welthistorisches Verdienst erworben!! Diesem Gottschedianismus ist nur noch der andere p. 77 zu vergleichen: G. habe zuerst die Idee der deutschen Gesammtliteratur gefaßt; er „hat damit der Geschichte derselben im 18. Jahrhundert ihren Weg vorgezeichnet! es handelt sich bei Klopstock, Lessing, Wieland — nur (!) um das Wie dieser Lösung! die Aufgabe selbst haben sie, ohne sich selbst dessen bewußt zu sein, von dem verachteten Vorgänger überkommen!!“ Welche Vorstellungen von dem Geistesleben einer Nation!

Emancipation der deutschen Sprache in allen Kreisen regte. Er gab daher der französischen Akademie in Berlin gern einmal einen Hieb, er schonte den französischen Adel in Deutschland so wenig, als die lateinischen Schulmänner, und als die Jesuiten, die die barbarische Sprachmengerei fortsetzten. Er hatte seine deutschen Schulbücher auf allen Schulen in Sachsen verbreitet, und steht so dicht neben Thomafius und Wolf und deren Bestrebung für Aufnahme der deutschen Sprache. Er selbst vergift zwar nicht, gelegentlich auch dies Verdienst sich anzurechnen, doch spricht er weit seltener davon, als von seinen eingebildeten und Scheinverdiensten geringerer Art; die Schweizer aber beachten es gar nicht. Diese ihrerseits haben fast kein wesentliches Gute gestiftet, als die Hervorziehung der altdeutschen Literatur. Was Gottsched für den Reinecke Fuchs und gelegentlich für den Renner, was Leute seiner Seite, wie z. B. Müldener (für den Froschmäusler) thaten, kommt hierneben in keinen Betracht. Die Minnesänger und Boner, Parcial und die Nibelungen wurden von Bodmer bekannt gemacht. Mit welchem Eifer er die Rettung alter Schätze betrieb, beweist sein Briefwechsel. Er setzte Hagedorn und Renner, Hartmann (in Tübingen) und Gellert, und wen er erreichen konnte in Bewegung; Müllers Gedichtsammlung schließt sich an seine Bemühungen eng an. Wie wenig aber beide Parteien, obgleich sie hier einmal zusammentrafen, diese Bestrebungen beachteten, ist schon Lessing aufgefallen, der in seinem Aufsatz über die Fabeln der Minnesänger nachwies, daß sie hier alle Gelegenheit versäumten, von einander zu lernen, und sogar über einander zu schimpfen. Dies letztere versäumten sie doch sonst auf keine Weise. Denn dies ist das Aergertliche in dem ganzen Streite, daß man sich gegenseitig — und genau betrachtet eben so oft mit als ohne Grund — Kabalen Schuld gab, die Hälfe der Parteigänger suchte, und so das Uebel stets ärger machte. Bodmer klagte in der spätesten Ausgabe seines Wilton über die Kabale, die sich gegen verschiedene seiner Werke angesponnen, Gottsched argwöhnte Verschwörung und Bestechung von Zürich aus, wo sich nur Jemand gegen ihn aussprach, und die Schweizer versicherten selbst ironisch: der Hamburger Korrespondent erhalte vierteljährig einen Kober mit $\frac{1}{2}$ Schock Schweizer Käse von ihnen, Rost habe Würste, und Liscow Beides empfangen.

Innerhalb 10—15 Jahren entschied sich übrigens für die Seite der Schweizer ein vollkommener Sieg, und Gottsched's Niederlagen wären zu schmerzlich zu nennen, wenn er irgend eine Empfindung zeigte, wenn ihn nicht die Einbildung stumpf gemacht hätte. Nach 15 Jahren war

er aus allen Stellungen herausgeschlagen, in denen wir ihn oben so fest verschanzt sahen. Schon im Jahre 1738 verlor er durch lächerliche Empfindlichkeit seine einflußreiche Stellung in der deutschen Gesellschaft³²⁾. Ein Mitglied derselben, Dr. Steinbach in Breslau, schrieb Günther's Leben, vertheidigte diesen und nahm sich der Schlesier gegen Gottsched an; dieser, in der Absicht Steinbach's Ausstößung zu erwirken, erklärte seinen Austritt; man nahm ihn aber an, und als er einlenkte, wich man ihm aus. Auf der Universität begann dann Geller's große Wirksamkeit. Gottsched's Schulbücher wurden blosgestellt, selbst seine Sprachkunst fing an, von Hagedorn privatim, von Heinze öffentlich und gründlich angefochten zu werden. Das kritische Ansehen verlor er, seitdem sich die Dichtkunst Breitingers neben die seinige, und die Sammlung kritischer Schriften in Zürich 1741—44 gegen seine Zeitschriften stellten. Bald überflügelten ohnehin die Berliner Kritiker und Lessing alle Beide. Seine philosophischen Monopole wurden zerstört, als Baumgarten in Halle, viel schulgemäßer als Gottsched an Wolf's System und dessen Theorien von der angenehmen Empfindung angeschlossen, seine Aesthetik (aesthetica 1750) schrieb. Wenn dieser gleich seine Beispiele aus den Lateinern holte, und überhaupt nur den theoretischen Theil von dem Schönen vollendete, so griff dagegen sein Schüler Meier, der in seinen Anfangsgründen der schönen Wissenschaften (1748) das noch unerforschene Werk Baumgartens benutzte, in eigenen Abhandlungen und Beurtheilungen (1747—49) Gottsched und seine Dichtkunst wiederholt und hart an. Noch ein anderer Schlag traf ihn aus Halle. Er hatte zwar dort in den Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks 1743—47 ein Blatt, an dem seine geschwornen Schüler arbeiteten. Aber welche Schüler! Der Hauptarbeiter war Mylius, jener Vorläufer unserer unordentlichen Genies des achten Jahrzehnts, von dessen späteren Wochenschriften noch, dem Freigeist und dem Wahrsager, Lessing, der ihn doch als Freund schonend behandelte, geurtheilt hat, sie seien Skandalchroniken voll nachlässiger Schreibart, pöbelhaftem Wis, gemeiner Moral und beleidigender Satiren. Die Bemühungen hatten überdies so wenig Selbständigkeit, daß sie gewöhnlich nur ausführten, was ihnen Gottsched's Schule in Greifswald in ihren kritischen Versuchen 1741—46 an die Hand gab, die jedoch weniger blind sich in einer gewissen Unparteilichkeit zu halten suchten. Gegen die Bemühungen nun lehnten sich die zwei Freunde S. Gotthold Lange (aus Halle 1711—81

32) Vgl. Danzel's Gottsched p. 97 ff.

und J. J. Pyra (1715—44) auf, von denen der Letztere einen Erweis schrieb, daß die Gottsched'sche Sekte den Geschmack verderbe (1743). Diese Schrift bedeutet viel weniger, als daß Beide nachher durch ihre von Bodmer herausgegebenen freundschaftlichen Lieder (von Damon und Thyrsis 1745) und Horazischen Oden (1747) mit Gleim und Uz wirkten, die etwas früher in Halle zusammengetroffen waren und Baumgarten's dankbare Schüler und Meier's Freunde wurden. Die anakreon-tische Dichtung ging von diesen Philosophen und Dichtern aus, und diese Lyrik zwar, die nachher mehr eine feindliche Stellung gegen die Klopstock'sche Schule nahm, konnte allenfalls für Gottsched günstig genannt werden, der die Religion nicht als Muster der Dichtung anerkennen wollte, allein die Dichter selbst stellten sich sämtlich gegen Gottsched. Wie Lange selbst lächerlich andeutete, so steigerte die begeisterte Freundschaft, die in diesem Kreise herrschte, die freimüthige „republikanisch-römische Gesinnung“ und die Hülfsleistung unter einander, und wirklich war der Bund, der von hier aus mit den Schweizern geschlossen ward, der engste und gegen Gottsched auf alle Weise thätig. Man hegte von hier aus Kritiker gegen Kritiker, Philosophen gegen Philosophen, Dichter gegen die Dichter „der Schule Teutobocks und des Blocksb ergs“, und Lange's Doris sollte ihre Kräfte aufbieten, die Kulmus (Frau Gottsched) zu demüthigen. Nicht so grell fielen auch noch in den 40er Jahren in Leipzig selbst die sogenannten Bremer Beiträger, z. Th. seine eigenen Landsleute und Schüler von ihm ab, und diese Erscheinung werden wir zunächst verfolgen müssen. Weiterhin wand sich aus diesem Kreise Klopstock los, der alle Frommen und alle Weiber Gottscheden ganz entzog, sammt Allem, was nur noch einigermaßen Sinn für Dichtung und Empfindung hatte. Von diesem Augenblick an war die Schweiz und Niederdeutschland ganz für ihn verloren, sein ganzer Anhang in den Provinzen zerstäubte, das Ansehen Königsberg's und Pietschens ging auf Berlin und Ramler über, Schlessien verstummte und die letzte Dichterin dieser Gegenden, die Karsch, zog sich nach Berlin und nach der Halberstädter Schule, selbst Sachsen ward durch Gellert, Weiße und Lessing ganz von ihm abgewandt. Man wird daher erklärlich finden, daß Gottsched seit 1749 sehr eifrig bemüht erscheint, sich die in Deutschland verlorene Stellung in Wien wieder zu gewinnen³³). Er hätte dort gern eine deutsche Gesellschaft entstehen sehen; er reiste selbst dahin, er regte

33) Hierüber sind nähere Mittheilungen erst durch Danzel's fleißige Durchsicht der Gottsched'schen Correspondenz bekannt geworden.

den Gedanken einer Akademie an, er sprach sogar gegen seine dortigen Freunde den Wunsch aus, Erzieher der kaiserlichen Kinder zu werden! Wie das Alles fehl schlägt, muß er sich begnügen, auf das Wiener Theater in seinem Sinne einzuwirken. Was aber seine Verdienste auf diesem Gebiete überhaupt angeht, so zerstörte ihm Lessing jede Selbsttäuschung darüber, wenn es dessen noch bedurfte. Denn hier hatte er die unverdientesten empfindlichsten Kränkungen schon früher erfahren müssen. Er war thöricht genug gewesen, sich mit der Neuber, der Gründerin seines Ruhms zu überwerfen, als diese eine Uebersetzung seiner Frau gegen eine andere zurückwies. Er tadelte sie nun, da sie ihm auch in anderen Punkten nicht immer nachgab, laut und übertrieben, und bedachte nicht, was es heiße, mit einer Frau Händel anzufangen, die alle Mittel gegen ihn hatte, während er keine gegen sie. Sie rächte sich bitter an ihm. Sie gab einen Akt seines Cato ins Lächerliche gezogen, sie brachte ihm zum Troz die Burlesken zurück, und ihn selbst in einem Vorspiel auf das Theater, unter der Person des Tadlers, im Beisein des Hofes, an dem Gottsched keinen Gönner hatte, und unter dem Schutze des Grafen Brühl. Kost verewigte diese Begebenheit in einer böshaften poetischen Erzählung (das Vorspiel 1742), die Bodmer zum Druck beförderte, und dachte, nachdem er 1744 Sekretär bei Brühl geworden war, darauf, Gottscheden und seiner belustigenden „Phalanx“ (Schwabe, dem Verfasser der Belustigungen des Verstandes und Wises) den Garaus zu machen. Er wollte sie mit Namen aufs Theater bringen, weil er fand, daß sie gegen jede Beweisführung und gelehrte Bekämpfung gleichgültig waren. Er war, obgleich er Gottsched persönlich sogar verbunden war, dessen unversöhnlichster und heftigster Feind, und noch 1752, als sogar die Oper wieder in Leipzig erschien und Gottsched also die letzte Frucht seiner theatralischen Bemühungen verloren sah, breitete auch dieses Ereigniß ein ganz persönliches Pamphlet in Knittelversen, von Kost verfertigt, aus, und Gottsched mußte die Demüthigung erleiden, bei persönlicher Beschwerdeführung vor dem Grafen Brühl in Anwesenheit Kost's selbst noch persifliert und abgewiesen zu werden.

3. Die Verfasser der Bremer Beiträge.

Einer der berühmtesten von Gottsched's Schülern und Schildknappen war J. Joachim Schwabe, der von 1741 an acht Bände Belustigungen des Verstandes und Wises herausgab, welche die Schwäche der Gott-